Susanne Hopley

oder

Abenteuer eines Dienstmädchens.

Von

Mrss. Crowe.

Aus dem Englischen übersetzt

von

A. Kretzschmar.

Fünfter Theil.

Wurzen,

Verlags-Comptoir.

1854.

Susanne Hopley

oder

Abenteuer eines Dienstmädchens.

Fünfter Band.

Erstes Kapitel.

Susanne geräth in eine unerwartete Verlegenheit.

Nachdem drei Tage verstrichen waren, welchen Zeitraum die Damen mit Weinen und fruchtlosem Ausschauen ausfüllten, während Jemima mit den Hühnern und Enten spielte, Thürme von Steinen bauete und dem Knaben bei seinen Beschäftigungen zusah, und Susanne über ihre Lage und die Mittel, sich derselben zu entziehen, nachdachte, wagte sie zum ersten Mal ihren Verdacht auszusprechen. Die Gräfin und Miß Livia waren erst ganz entrüstet über eine solche Idee, ganz besonders die Erstere, deren Gemahl sich bis jetzt, in seinem eigenen Interesse, ganz gut gegen sie benommen hatte; Susannens Vorstellungen aber und das Verstreichen von noch einigen Tagen brachte sie endlich ziemlich auf dieselben Gedanken, und da sie gänzlich

unfähig waren, in einem solchen Falle für sich selbst zu handeln, so baten sie Susannen, ihnen einen Rath zu geben, was sie thun sollten. Zu schwach, um durch den beklagenswerthen Betrug, dessen Opfer sie waren, sehr ergriffen zu werden, that es ihnen weniger leid, daß man sie verlassen, als sie sich wegen der Gefahr ängsteten, in der sie nun schwebten. Der Verlust des Gatten und des Geliebten, so wie des Ranges und Glanzes, in welchem sie sich zu bewegen gehofft, machte nur wenig Eindruck auf sie; alles Dies ging unter in der Furcht vor dem, was ihnen vielleicht bevorstünde, so wie in dem sehnlichen Verlangen, sich dieser peinlichen Lage zu entziehen und sich wiederum in dem Gesellschaftszimmer zu Virginia House zu sehen. Sie baten daher Susannen mit Thränen und gefalteten Händen, ihre ganze Thatkraft der Erreichung dieses wünschenswerthen Zieles zuzuwenden.

„Meine lieben jungen Damen," sagte Susanne, „Ihr Wunsch ist auch mein Wunsch und ich habe diese Tage daher an gar nichts Anderes gedacht. Was Gefahren betrifft, so sehe ich keinen besondern Grund, dergleichen zu fürchten. Wenn die Leute hier gesonnen wären, uns ein Leid zuzufügen, so hätten sie es schon thun können. Das Schlimmste ist, daß wir kein Geld haben, denn wenn wir auch eine Gelegenheit erspäheten, hier wegzukommen, so haben wir doch, fürchte ich, nicht

einmal genug Geld, um zu bezahlen, was wir hier genossen haben, geschweige denn zu den Kosten einer Reise.“

Sie zählten nun ihre Baarschaft zusammen, und es zeigte sich, daß sie nicht mehr als ungefähr dreißig Livres aufbringen konnten.

Susannens erster Vorschlag war, ein paar Briefe zu schreiben und den einen nach Virginia House und den andern an Mr. Cripps nach dem Hotel zu adressiren, in welchem sie in Paris gewohnt, damit er, wenn er, wie er in seinem Briefe angedeutet, dorthin käme und nach ihnen fragte, den Brief vorfände. Die Schwierigkeit aber war, wie diese Briefe, nachdem sie geschrieben waren, befördert werden sollten.

Während der fünf Tage, wo sie sich in dem Hause des Herrn Le Clerc — denn so lautete der Name, der über der Thür geschrieben stand — befanden, hatten sie blos einen Fremden gesehen, und dieser war ein Mann, der eines Abends mit einem großen zottigen Hunde ankam und wieder verschwunden war, ehe sie am Morgen wieder in die Küche hinunter kamen; aber woher er kam und wohin er ging, davon erfuhren sie nicht das Mindeste. Susanne wunderte sich in der That, wie diese Leute es möglich machten, von dem Ertrage einer so dürftigen Kundschaft zu leben, und je mehr sie an die stumme Frau, den schweigsamen

Mann und den sonderbaren, stumpfsinnigen Knaben dachte — denn sein geistiger Zustand schien nahe an Blödsinn zu grenzen —, um desto geheimnißvoller erschienen ihr das Leben und die Subsistenzmittel dieser Menschen.

Das einzige Anzeichen, woraus sie schloß, daß ein bewohnter Ort in der Nähe sei, war, daß an dem Morgen, nachdem der Mann mit dem Hunde dagewesen war, der Knabe verschwand und erst am Abende mit einem Korbe wiederkam, in welchem sich verschiedene Lebensmittel befanden. Sie vermuthete, daß demzufolge eine Stadt, ein Dorf, oder wenigstens ein Victualienladen in nicht allzugroßer Entfernung vorhanden sein müsse, wohin sie folglich auch zu Fuße gelangen könnte, und sie sah keine andere Hoffnung, als wenn sie sich dahin auf den Weg machte. Sie fand dadurch, wenn sie auch nicht mehr thun konnte, wenigstens das Mittel, die Briefe zu befördern und dies war schon viel gewonnen. Sie hatte nämlich der Frau sowohl als auch dem Knaben, so gut sie konnte, durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß sie die Briefe auf die Post zu schaffen wünsche, in der Hoffnung, daß man ihr den Weg nach der nächsten Poststadt zeigen würde; Beide hatten aber blos die Köpfe geschüttelt und ihr zu verstehen gegeben, daß sie kein Mittel zur Beförderung der Briefe wüßten. Vielleicht gelang es ihr auch, zu

ermitteln, wo sie eigentlich waren, so daß sie ihren Freunden melden konnten, wo man sie suchen solle, denn bis jetzt hatten sie hierüber in ihren Briefen weiter nichts angeben können, als daß sie sich in einem Gasthause befänden, dessen Besitzer Le Clerc heiße und welches drei Tagereisen von Paris entfernt sei.

Als aber Susanne sich erbot, diese Entdeckungsreise anzutreten, wurden die jungen Damen auf einmal von gewaltigem Schrecken bei dem Gedanken ergriffen, daß sie, wenn auch nur einen Tag lang, allein bleiben sollten, und noch mehr, als sie an die Möglichkeit dachten, daß Susannen irgend ein Unglück begegnen und ihr die Rückkehr unmöglich machen könne. Sie war ihre einzige Stütze und Zuversicht; sie hatten gerade so viel Verstand, um einzusehen, daß Susanne davon mehr besaß als sie selbst, und auf sie warfen sie daher ihre Sorgen. Auf ihr — das wußten sie recht wohl — beruhete ihre ganze Aussicht auf Erlösung, denn wenn sie diese durch eigene Energie hätten herbeiführen sollen, so wären sie ganz gewiß bis zum jüngsten Tage in Le Clerc's Gasthofe sitzen geblieben.

Trotzdem aber besaßen sie nicht Muth genug, die treue Dienerin auf einen Tag von sich zu lassen, wenn gleich ihre Abwesenheit durch ihr eigenes Interesse geboten war. Sie glaubten sich von Gefahren aller Art umringt, gegen welche nur Susannens Gegenwart sie

zu schützen vermöchte, und „was sollen wir denn anfangen, wenn irgend etwas geschieht, während Du nicht da bist?“ war ihre beständige Antwort auf Susannens Erbieten, die nächste Poststation aufzusuchen. Sie wären lieber mitgegangen und hätten es auf die unbekannten Gefahren der abenteuerlichen Expedition ankommen lassen, anstatt ohne sie zu bleiben; davon konnte aber nicht die Rede sein, da weder ihre Füße noch ihre Schuhe zum Marschiren eingerichtet waren und ein paar Meilen ihre fußgängerischen Fähigkeiten vollkommen erschöpft haben würden. Die Einzige, welche sich mit Susannens Vorschlage einverstanden erklärte, war Jemima, die, obschon ein Kind von zwölf Jahren, bei Weitem mehr Verstand und Charakter besaß, als ihre Schwestern. Sie sah ein, daß die Sache nothwendig sei, lachte über die Furcht ihrer Schwestern, und als sie sah, daß diese ihre Einwilligung nicht geben würden, rieth sie Susannen, ohne dieselbe zu gehen.

„Mache Dich,“ sagte sie, „früh, ehe sie noch aufgestanden sind, auf den Weg und ich will ihnen dann schon sagen, wo Du hin bist.“

Und nach reiflicher Ueberlegung beschloß Susanne, diesem Rathe zu folgen.

Sie verließ demgemäß mit einigen Francs, den beiden Briefen und einem Stück Brot, welches sie sich den Abend zuvor verschafft, in der Tasche, eines Morgens

das einsame Wirthshaus, um ihre gewagte Reise anzutreten. Sie wußte nicht, welche Richtung sie einschlagen sollte, aber da sie wußte, daß sie auf der Straße, auf welcher sie gekommen, seit vielen Meilen keine Stadt mehr passirt hatten, so entschied sie sich für die entgegengesetzte.

Es war ungefähr sechs Uhr an einem schönen Herbstmorgen, als sie sich auf den Weg machte. Ihr Fortgehen fiel der Wirthin weiter nicht auf, denn sie war zeither schon gewohnt gewesen, ehe die jungen Damen aufstanden, einen Ausflug zu machen, in der Hoffnung, irgend etwas zu entdecken, was ihnen in ihrer Lage nützlich sein könnte. Mehrere Stunden lang schritt sie auf der Straße hin, ohne einem einzigen menschlichen Wesen zu begegnen, und sie war ungefähr fünf Stunden weit gegangen, als sie, da sie sich müde fühlte und eine nicht weit von der Straße hervorsprudelnde schöne, klare Quelle bemerkte, niedersetzte, um sich durch einen frischen Trunk zu erfrischen und ein Stück von dem mitgebrachten Brote zu essen.

Während sie noch so dasaß, bemerkte sie zwei Gestalten, welche aber nicht auf der Straße, sondern über die Wiese herüber, obschon durch diese kein Weg zu führen schien, gerade auf sie zukamen. Anfangs glaubte sie, es sei ein Mann und ein Kind, aber als sie näher kamen, sah sie, daß es ein Mann mit einem

großen Hunde war, und es dauerte nicht lange, so erkannte sie, daß es derselbe Mann und derselbe Hund war, den sie einige Abende zuvor in dem Wirthshause gesehen.

Als er noch einige Schritte von ihr entfernt war, schien er sie ebenfalls zu erkennen, trat an sie heran und sprach einige Worte auf Französisch, worauf sie, da sie dieselben nicht verstand, nur durch Kopfschütteln antworten konnte. Er zeigte darauf mit dem Finger in der Richtung nach dem Gasthause und nannte den Namen Le Clerc, was sie als eine Frage deutete, ob sie nicht dort wohne, weshalb sie zum Zeichen der Bejahung nickte. Hierauf zog der Mann einen seiner Schuhe aus, hob die innere Sohle in die Höhe, nahm einen Brief heraus, reichte ihr denselben, zeigte wieder nach dem Gasthofe und sagte etwas, was, wie sie glaubte, in dem Ersuchen bestand, den Brief mit dorthin zu nehmen, und da sie sah, daß derselbe wirklich an Madame Le Clerc adressirt war, so gab sie ihre Bereitwilligkeit zu erkennen, sich diesem Auftrage zu unterziehen.

Der Mann gab ihr hierauf zu verstehen, daß er ihr zu Dank verbunden sei; bot ihr aus einer Flasche zu trinken, die er bei sich trug und welche, wie sie, als sie kostete, fand, Branntwein enthielt, pfiff dann seinem Hunde, drehete sich herum und ging dann wieder über

die Wiese hinüber, während Susanne gleich darauf ihre Reise ebenfalls weiter fortsetzte.

Sie war wieder ein paar Stunden gegangen und fing schon an, über den immer größeren Raum zu erschrecken, der sich zwischen ihr und den unglücklichen Mädchen, die sie zurückgelassen, befand, denn sie fürchtete, daß es ihr, wenn sie noch viel weiter ginge, unmöglich werden würde, bis zum Abend wieder zurück zu sein, als sie plötzlich durch den Anblick einer Stadt in nicht großer Entfernung erfreut ward. Die Stadt schien ziemlich groß zu sein, und Susanne schritt mit frischem Muthe darauf zu, denn sie meinte, wenn ihr Gang auch zu weiter nichts führe, so würde sie doch hier ganz bestimmt Mittel finden, ihre Briefe abzusenden.

Nicht weit vor der Stadt stand ein einzelnes kleines Haus dicht an der Straße, an dessen Thür sie mehrere Männer sich herumlehnen sah. Einige davon trugen Uniformen, andere dagegen Civilkleider.

„Halt!“ rief Einer von ihnen, als Susanne an dem Hause vorübergehen wollte; „wo wollt Ihr hin?“

Susanne, die von Zollhäusern, Thorwachen, Reisepässen und andern Vorsichtsmaßregeln, die zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten auf dem Continent üblich sind, keine Ahnung hatte, schloß aus dem unhöflichen Tone des Mannes und seiner offenbaren Absicht, sie

am Weitergehen zu hindern, daß er sie insultiren wolle. Anstatt stehen zu bleiben, beschleunigte sie daher ihren Schritt und suchte an ihm vorbeizukommen.

„Halt!“ rief er nochmals mit lauter Stimme, als sie an ihm vorbeischlüpfte, „halt, oder ich will's Euch lehren!“ während ein schallendes Gelächter der Zuschauer verrieth, wie großen Spaß ihnen die Sache machte; worauf Susanne, erschrocken über die Heftigkeit des Mannes und nicht zweifelnd, daß er etwas Böses gegen sie im Schilde führe, ihr Gehen in ein Laufen verwandelte und so schnell sie konnte, davonrannte. Aber alle ihre Bemühungen, zu entfliehen, waren vergebens. Bald fühlte sie sich von dem erzürnten Soldaten am Arme ergriffen, und da sie fürchtete, daß jeder Widerstand die Sache nur verschlimmern werde, so ließ sie sich ruhig nach dem Wachthause zurückführen, während sie mit einer Fluth von Flüchen und Schimpfworten überschüttet ward, die sie jedoch glücklicher Weise nicht verstand.

Nun folgte eine Reihe Fragen, die in zornigem Tone an sie gerichtet wurden, welche sie aber alle nur mit stummem Kopfschütteln beantworten konnte, da sie weder verstand, was dieselben zu bedeuten hatten, noch welches Vergehens sie sich schuldig gemacht.

„Na!“ rief der Mann mit immer größerer Heftigkeit, während er sie zugleich in das Haus hinein-

drängte — eine Maßregel, welche ihr so verdächtig erschien, daß sie sich derselben aus Leibeskräften widersetzte, — „na, wir wollen einmal sehen, was Ihr bei Euch habt.“

Susanne, welche vor Angst außer sich war und ihren Häschern ganz andere Absichten zuschrieb, weinte und bat, während man sie in ein Hinterzimmer des Wachthauses führte, und als man mit einer an Brutalität grenzenden Rauhheit ihre Kleider zu visitiren begann, wehrte sie sich abermals, wiewohl erfolglos.

Es dauerte nicht lange, so hatte man ihre Taschen, auf welche man die erste Aufmerksamkeit gerichtet zu haben schien, untersucht und den Inhalt derselben herausgezogen. Es befanden sich darunter die beiden englischen Briefe, so wie auch der, den sie sich anheischig gemacht, an Madame Le Clerc zu bestellen.

Als die Leute die Adresse des letztern Briefes lasen, verriethen sie durch ihre Worte und Geberden, daß dieser ihnen ganz besonders wichtig erschien. Sie dreheten ihn nach allen Seiten, hielten ihn gegen das Licht und bemüheten sich, etwas von dem Inhalte zu ermitteln. Sodann schienen sie sich zu berathen, ob sie ihn öffnen sollten oder nicht — eine Frage, die jedoch endlich verneinend entschieden ward.

Allmählig verschwanden die Befürchtungen, welche Susanne anfangs gehegt. Sie sah ein, daß man sie

blos visitiren wollte und bedauerte unendlich, daß sie nicht im Stande war, die Fragen, die man fortwährend an sie richtete, zu verstehen und zu beantworten, besonders als sie bemerkte, daß man bedeutendes Gewicht auf den Brief legte, den man bei ihr gefunden. Gern hätte sie auseinandergesetzt, auf welche Weise derselbe in ihre Hände gerathen war. Unglücklicher Weise aber war dies unmöglich, und sie konnte weiter nichts thun, als schweigend und geduldig die Lösung des Geheimnisses abzuwarten. Was ihre Geduld betraf, so schien sie allerdings vollauf Gelegenheit zur Uebung derselben bekommen zu sollen, denn nachdem man sie durchsucht, schloß man sie, anstatt ihr die Briefe wiederzugeben und sie gehen zu lassen, in das Zimmer ein und nahm die Papiere mit fort.

Susanne wußte, daß sie nichts Unrechtes gethan hatte, und hoffte daher, daß man ihr bald die Freiheit wiedergeben werde. Sie würde daher, was ihre eigene Person betraf, keine große Unruhe empfunden oder ihre Lage für nicht schlimmer gehalten haben, als sie zuvor war; wenn sie aber an die hülflosen Geschöpfe dachte, die sie zurückgelassen, und die Unruhe, welche dieselben empfinden mußten, wenn sie nicht bis zum Abend zurückkehrte, fühlte sie sich ernstlich bekümmert über das Hinderniß, das ihr auf diese Weise in den Weg gelegt

ward, so wie über die Verzögerung, die dadurch wahrscheinlich entstand.

Nachdem sie so ein paar Stunden gefangen gesessen, während welcher Zeit sie an dem Klappern von Messern, Gabeln und Tellern hörte, daß die Wachtmannschaft ihre Mahlzeit hielt, ward die Thür wieder geöffnet. Man gab ihr zu verstehen, daß sie sich mit zwei Soldaten nach der Stadt zu begeben habe, was ihr gerade erwünscht kam, und gleich darauf machte sie sich mit ihren beiden Begleitern, die, einer auf jeder Seite, neben ihr herschritten, auf den Weg dahin.

Nach einer kurzen Unterredung zwischen ihren Begleitern und andern Soldaten, die an dem Stadtthore standen, ward sie durch die Straßen nach dem Amthause geführt, wo eine Menge Leute versammelt waren, deren Aufmerksamkeit durch einen Fall von allgemeinem Interesse in Anspruch genommen zu werden schien. Ihre Begleiter brachen sich Bahn durch die Menschenmasse und führten sie in ein Vorzimmer, wo, von Soldaten und Polizeibeamten umgeben, mehrere Leute saßen, von welchen einige eben so wie sie nicht mit ihrer eigenen Einwilligung hierher gebracht worden zu sein schienen. Die Letztern saßen größtentheils auf hölzernen an der Wand stehenden Bänken, auf deren einer sie ebenfalls aufgefordert ward, Platz zu nehmen. Unter den Soldaten und Polizeidienern ward ein fortwährendes

summendes Gespräch geführt, während die zweifelhaft aussehenden Leute auf den Bänken sich ebenfalls, wiewohl etwas leiser, mit einander unterhielten. An sie selbst wurden ebenfalls einige Bemerkungen gerichtet, die aber, als man fand, daß sie nur durch Kopfschütteln antwortete, bald aufhörten.

So saß sie ruhig da und dachte über die Seltsamkeit ihrer Lage nach, während sie zugleich die Unruhe und Angst der armen hülflosen Mädchen beklagte, die sie in dem Gasthause zurückgelassen. Dann und wann wurden ein Paar große Flügelthüren an einem Ende des Zimmers geöffnet, wo dann zugleich einige Personen aus dem Zimmer, in welches diese Thüren führten, heraustraten oder andere hineingerufen wurden; aber man denke sich Susannens Erstaunen, als bei einer dieser Gelegenheiten, da ein plötzliches Drängen mehrerer Personen an den Thüren ihre Aufmerksamkeit erweckte, sie den Kopf emporrichtete, sie zuerst den Grafen und dann den Obersten, jeden von Wachen umringt und offenbar Arrestanten, erblickte. Gleich darauf entstand wieder ein Gedränge, und es trat, von mehreren anscheinend vornehmen Herren begleitet, eine sehr schöne und elegante Dame in tiefe Trauer gekleidet heraus, in welcher Susanne auf den ersten Blick Mabel, die Milchmagd, erkannte.

Den ersten beiden Personen folgte sie blos mit

den Augen, während sie durch das Zimmer geführt wurden; als aber die Dame erschien, sprang sie, von ihrer Ueberraschung überwältigt und um nicht die Gelegenheit zu versäumen, die sie so lange herbeigewünscht, plötzlich auf ihre Füße und wollte ihr nacheilen. Sie war aber noch nicht zwei Schritte weit gekommen, als ein starker Arm sie aufhielt und auf ihren Sitz zurückdrängte, während ihr zugleich in strengem Tone befohlen ward, sich ruhig zu verhalten und keine Störung zu veranlassen. Mittlerweile ging die vornehme Gesellschaft vorüber und verschwand durch die entgegengesetzte Thür.

Durch diese unerwartete Erscheinung ganz von dem Nachdenken über ihre eigene Lage abgezogen, ohne auf das Verstreichen der Zeit zu achten, und gleichgültig gegen Alles, was um sie her vorging, blieb Susanne sitzen, während mehrere von ihren Nachbarn, nachdem sie in das innere Zimmer gerufen worden, wieder herauskamen und entweder frei ausgingen oder wieder zur Haft gebracht wurden.

Mittlerweile vergingen die Stunden, der Abend nahete heran und endlich wurden die Flügelthüren wieder aufgerissen, die zeither in dem innern Zimmer befindlich gewesenen Personen, aus Richtern, Protokollanten und andern Beamten bestehend, strömten heraus

und es ließ sich daraus schließen, daß für heute die Session geschlossen war.

Eine Anzahl von Susannens Nachbarn entfernten sich hierauf nach Belieben ebenfalls; andere aber, und unter diesen auch sie selbst, wurden von den Wachen nach einem nahen Gefängniß gebracht und hier eingeschlossen.

Zweites Kapitel.

Es treten zwei Personen auf, in welchen der Leser alte Bekannte erkennen wird.

Am folgenden Morgen ward Susanne wieder nach dem Gerichtshofe gebracht, sofort in das innere Zimmer geführt und in Begleitung der Wache, die sie hergeführt, einem der hier fungirenden Richter vorgestellt.

„Wer ist dieses Frauenzimmer?“ fragte der Richter.

„Wir glauben, es ist Julie Le Clerc,“ entgegnete der Sergeant.

„Giebt sie zu, daß sie diese ist?“ fragte der Richter.

„Sie ist stumm,“ antwortete der Sergeant.

„Und taub?“ fragte der Richter.

„Nein, taub nicht,“ antwortete der Gefragte. „Sie soll schon vor vielen Jahren einmal durch einen Schrecken die Sprache verloren haben.“

„Wie heißt Ihr?“ fragte der Richter Susannen. Aber Susanne schwieg, denn da natürlich das ganz Gespräch in französischer Sprache geführt worden, so wußte sie nicht, was man wollte.

„Könnt Ihr schreiben?“ fragte der Richter.

Susanne schüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß sie die Frage nicht verstünde.

„Sie kann nicht schreiben,“ sagte der Richter. „Wie sollen wir eine Person verhören, die weder schreiben noch sprechen kann? Weßhalb habt Ihr sie hergebracht?“

„Ihr Haus,“ antwortete der Sergeant, „ist ein wohlbekannter Schlupfwinkel für Schmuggler, und wir haben uns schon lange Mühe gegeben, eines Beweises habhaft zu werden.“

„Und habt Ihr einen solchen?“ fragte der Richter.

„Das gerade nicht,“ antwortete der Sergeant. „Gestern aber erwischten wir sie, als sie eben an der Zollwache vorbeischlüpfen wollte und sie leistete heftigen Widerstand, als wir sie visitiren wollten.“

„Das ist allerdings verdächtig,“ bemerkte der Richter, „und was fandet Ihr?“

„Hier ist der Inhalt ihrer Taschen,“ entgegnete der Mann, „bestehend in drei Briefen, fünf Francs, einem Taschentuche und einer kleinen Schachtel, in der

sich eine englische halbe Krone und zwei Hemdknöpfe befinden.“

„Darin finde ich weiter nichts Strafbares,“ sagte der Richter.

„Nein,“ antwortete der Sergeant, „aber daß sie gerade jetzt in die Stadt kommt, ist schon sehr verdächtig, da sie hier noch niemals gesehen worden ist. Wahrscheinlich wünschte sie Mittel zu finden, den Gefangenen gewisse Mittheilungen zu machen.“

„Sehr wahrscheinlich,“ antwortete der Richter, dessen Kopf mehr ein Aufnahmebehältniß für die Gedanken anderer Leute, als ein Magazin seiner eigenen zu sein schien.

„Vielleicht geben die Briefe einigen Aufschluß über ihre Absichten,“ sagte der Protokollant.

„Das sollte mich nicht wundern,“ entgegnete der Richter; „man reiche mir die Briefe her. An Herrn Cripps in England,“ sagte er, indem er die Adresse des ersten las. — „An Herrn Cripps in Paris,“ las er weiter, „und der dritte ist an Madame Le Clerc. Diesen wollen wir uns doch ein wenig ansehen.“

Mit diesen Worten warf er die ersten beiden Briefe beiseite, erbrach das Siegel des dritten und las wie folgt:

„Madame, — hiermit melde ich Ihnen, daß ich endlich die Personen ermittelt habe, welche Sie so lange

zu finden gewünscht. Ich war ihnen schon seit längerer Zeit auf der Spur, aber die Umstände waren ungünstig. Ihre Mittheilung war in jeder Beziehung richtig. Sie sind Freihändler an der Küste und bereit, jedes Geschäft, welches Sie ihnen vorschlagen, unter angemessenen Bedingungen zu übernehmen. Sie sind beide unzertrennlich und unternehmen Alles gemeinschaftlich. Sie werden, kurz nachdem Sie Gegenwärtiges, welches ich Ihnen durch Jacques Menin sende, empfangen haben, bei Ihnen eintreffen. — Der Ihrige,

„Louis Gros."

„Das ist sonderbar," sagte der Richter. „Ich verstehe nicht recht."

„Eins ist augenscheinlich," bemerkte der Protokollant, „diese Männer sollen auf jeden Fall ein unerlaubtes Geschäft besorgen."

„Das ist allerdings klar," sagte der Richter; „was sollen wir denn mit ihr machen, Drouet?"

„Ich würde rathen, sie in Haft zu behalten," sagte Drouet, „wenigstens vor der Hand, und den Schurken, welche sie erwartet, eine Falle zu legen. Ich dächte aber, wir nähmen auch Kenntniß von dem Inhalte der andern beiden Briefe."

„Ah!" sagte der Richter, nachdem er sie geöffnet, „sie sind englisch geschrieben, Drouet, und das verstehe ich nicht; mir scheint es aber, als wären sie von keiner

Bedeutung. Sie sind „Livia Cripps“ unterzeichnet und scheinen von einer Tochter an ihren Papa gerichtet zu sein; sehen Sie, hier steht das Wort Papa ganz deutlich.“

„Wahrscheinlich hat man ihr diese Briefe mitgegeben, damit sie sie zur Post bringe,“ sagte der Protokollant, indem er sie auf die Seite warf.

„Führt sie ab,“ sagte der Richter, „und bringt Jemand anders. Wir werden gelegentlich überlegen, was mit ihr zu thun ist.“

Und Susanne ward demgemäß in ihr Gefängniß zurückgeführt und wieder eingesperrt.

Mittlerweile, als die beiden Damen am Tage vorher aufstanden und von Jemima erfuhren, daß Susanne schon seit einigen Stunden fort sei, wurden sie von Entsetzen bei dem Gedanken ergriffen, daß sie nun der Willkür der fürchterlichen stummen Frau preisgegeben seien, welche für sie ein Gegenstand der größten Furcht war. Jede Gefahr — mögliche sowohl als unmögliche — stellte sich ihrer Phantasie dar; sie sprachen die Ueberzeugung aus, daß Susanne gewiß nicht wiederkäme, oder daß sie dies nicht erleben würden, da sich voraussetzen ließe, die Wirthin werde diese Gelegenheit benutzen, um sie zu berauben und zu ermorden.

So verging der Tag in Thränen und Klagen,

welche, da es immer später ward, ohne daß Susanne zum Vorschein kam, mit jedem Augenblicke an Heftigkeit zunahmen. Jemima dagegen verbrachte den Tag mit ihrem gewöhnlichen Zeitvertreib und theilte weder die Befürchtungen, noch das Mißtrauen ihrer Schwestern. Sie besaß eben so viel Vertrauen, als diese, auf Susannen, aber war trotz ihrer Jugend ein weit vernünftigeres Geschöpf. Sie zweifelte nicht, daß Susanne, sobald sie ihren Zweck erreicht, wiederkommen würde, und hegte keine Furcht vor der stummen Frau, weil sie wußte, daß Susanne sich auch nicht vor ihr fürchtete, da sie außerdem ganz gewiß nicht fortgegangen sein und sie einer solchen Gefahr ausgesetzt haben würde. „Vielleicht ist es sehr weit bis zu dem nächsten Postamte," sagte Jemima zu ihren weinenden Schwestern, als diese mit Einbruch der Nacht ihre Angst nicht mehr bemeistern konnten. „Sie sagte, sie würde wo möglich heute Abend wiederkommen, aber wenn sie nicht wiederkäme, sollten wir uns deßwegen nicht ängsten, denn sie wüßte ja nicht, wie weit sie würde gehen müssen. Ich bin überzeugt, wenn Susanne glaubte, Madame Le Clerc wolle uns etwas thun, so wäre sie gar nicht fortgegangen."

„Wie kann Susanne wissen, ob Madame Le Clerc uns etwas thun will oder nicht?" sagte die Gräfin; „ich habe sie, als wir zuerst hierher kamen, selbst sagen

hören, sie glaube, das Gesicht dieser Frau verspreche nichts Gutes.“

„Aber wenn sie uns etwas thun wollte, so hätte sie es ja auch thun können, während Susanne hier war,“ antwortete Jemima. „Diese hätte es doch auch nicht hindern können, denn sie ist ja kein Mann, der im Stande wäre, uns zu vertheidigen.“

„Schweig, Jemmy,“ sagte Miß Livia; „Du bist nur ein Kind und verstehst nichts von solchen Dingen.“

„O warum nicht?“ sagte Jemima. „Ich weiß, was Susanne mir sagte, nämlich, daß wir keine Gefahr zu befürchten hätten, und daß sie, sobald sie könne, zurückkommen würde,“ und damit sprang sie fort, um Rauque, den Knaben, die Hühner füttern zu sehen.

Zu ihrer gewöhnlichen Stunde ging Jemima zu Bett; ihre Schwestern aber legten sich, nachdem sie so gut als möglich ihre Stubenthür verrammelt, angekleidet nieder und machten aus, daß nur Eine schlafen und die Andere wachen sollte. Ihre Angst hielt sie aber Beide wach, und die ganze Nacht hindurch glaubten sie bald verstohlene Fußtritte sich der Thür nähern, oder ein leises Flüstern vor derselben oder eine Hand vorsichtig am Schlosse herumtappen zu hören.

Indessen, endlich tagte der Morgen und fand sie lebendig, aber von ihrer Furcht noch nicht befreit. Sie waren immer noch überzeugt, daß Susanne nimmermehr

wieder kommen würde, während Jemima, welche den gesunden und festen Schlaf der Kindheit geschlafen hatte, heiter und gestärkt und mit dem festen Vertrauen auf Susannens Rückkehr erwachte.

Die Wirthin, welche von dem Augenblicke ihrer Ankunft an sich stets sehr gleichgiltig gegen sie gezeigt, ihnen zur bestimmten Stunde ihre Mahlzeit aufgetragen und die nöthigen Dienste unaufgefordert geleistet, sonst aber kein Körnchen Extrahöflichkeit oder Aufmerksamkeit an sie verschwendet hatte, schien sich nichtsdestoweniger über Susannens Verschwinden zu wundern. Sie trug für sie wie gewöhnlich beim Frühstück, Mittag- und Abendessen mit auf, und wußte augenscheinlich nicht, was sie denken sollte. Sie befragte Rauque, mit welchem sie sich zuweilen mittelst des Fingeralphabets unterhielt, dessen sich stumme Leute bedienen; aber er schüttelte den Kopf und erklärte, er wisse nichts davon. Gerade diese Neugier aber, so natürlich dieselbe auch war, diente nur dazu, die Furcht und Angst ihrer Gäste zu vermehren. Sie bemerkten, daß ihre Augen sehr oft auf sie gerichtet waren, und allerdings waren es furchtbare Augen — hell, schwarz, wild und mißtrauisch — und die armen Mädchen glaubten, sie belauere alle ihre Bewegungen.

„Ich bin überzeugt,“ sagte Caroline zu ihrer Schwester, nachdem sie ihr Frühstück genossen hatten,

„daß wir überall sicherer sein würden als hier, und um keinen Preis möchte ich wieder eine Nacht wie die letzte zubringen. Wie wäre es, wenn wir thäten, als ob wir einen Spaziergang machen wollten, und dabei sähen, ob wir vielleicht ein Haus oder Jemanden finden, der uns in seinen Schutz nimmt? Vielleicht begegnen wir Susannen auf ihrem Rückwege, und kommt sie nicht wieder, so will ich lieber jede Gefahr laufen als in der Macht dieses schrecklichen Weibes bleiben."

Livia ging bereitwillig auf diesen Vorschlag ein — sie fürchtete weiter nichts als daß die Wirthin Hand an sie legen und sie in das Haus einsperren werde; Jemima aber widersprach und stellte vor, daß Susanne, wenn sie während ihrer Abwesenheit zurück käme, nicht wenig in Angst gerathen würde. Aber dieses Argument hatte in den Augen der Schwestern kein Gewicht. Susannens Angst käme, meinten sie, der ihrigen noch lange nicht gleich; sie hätte weit mehr Muth und wäre besser im Stande, sich zu vertheidigen. Ueberdies würde die Frau es nicht der Mühe werth halten, ihr etwas zu thun — kurz, sie waren entschlossen, zu gehen, Jemima möchte sie begleiten oder nicht.

„Vielleicht fällt es ihr um so weniger ein, uns aufzuhalten, wenn wir Jemima da lassen," meinte Caroline. „Sie wird dann glauben, wir kommen wieder.

Ueberdies wird es ihr nicht einfallen, einem solchen Kinde etwas zu thun."

„Und sie hat sie auch lieber als uns," bemerkte Livia. „Sie giebt ihr immer von Allem das Beste, und neulich, als sie nasse Füße bekommen hatte, brachte sie ihr gleich andere Schuhe und Strümpfe."

„Und sobald wir ein sicheres Haus erreicht haben oder nach Paris gelangt sind, können wir sie ja holen lassen," sagte Caroline; „sie fürchtet sich auch nicht und wird sich daher nichts daraus machen, wenn wir sie allein zurücklassen."

„Und da wir so wenig Geld haben, so wird es auch gut sein, wenn wir unser nicht zu viele sind; für zwei wird es weiter langen als für drei."

Indem sie ihre selbstsüchtigen Gemüther auf diese Weise zu beschwichtigen suchten, legten sie Hut und Shawl an und gingen mit so gleichgiltiger Miene, als sie zu erheucheln im Stande waren, zum Hause hinaus. Zu ihrer Freude bemerkten sie, daß die Wirthin keinerlei Versuch machte, sie an der Ausführung ihrer Absicht zu verhindern, oder zu merken schien, daß sie sich auf immer entfernen wollten. Da die Straße, welche sie in dem Wagen gekommen waren, die war, welche nach Paris führte, so wendeten sie ihre Schritte nach dieser Richtung hin, und nachdem sie so lange, als sie sich in der Nähe des Hauses befanden, langsam fort-

geschlendert waren, weil sie glaubten, die Wirthin sähe ihnen nach, beschleunigten sie, sobald sie nicht mehr gesehen wurden, ihren Schritt und eilten so schnell fort, als ihre im Laufen nicht geübten Füße es gestatteten.

Mittlerweile ward Jemima außerordentlich unruhig wegen Susannens Rückkunft; nicht als ob sie sich gefürchtet hätte, sondern weil ihr, da sie Niemanden hatte, mit dem sie sprechen konnte, die Zeit lang ward und weil sie fürchtete, es könne Susannen etwas zugestoßen sein.

Als das Mittagsessen aufgetragen ward und Niemand dabei erschien, als das Kind, schien die Frau sich sehr zu wundern und fragte Jemima, so gut es gehen wollte, durch Zeichen, wo die übrige Gesellschaft sei. Jemima, welche nun so viel Französisch aufgeschnappt hatte, um zu wissen, daß marcher gehen heiße, sprach dieses Wort, worauf die Wirthin sie freundlich auf die Wange klopfte und sie aufforderte, zu essen, während sie gleichzeitig die Portionen der andern aufhob. Als aber der Abend kam, ohne daß sich etwas von ihnen zeigte, nahm ihr Erstaunen zu und schien von einiger Unruhe begleitet zu sein. Sie sprach viel mit Rauque durch die Finger, und schickte ihn, wie es schien, aus, um die Schwestern zu suchen, denn er ging aus und war einige Zeit abwesend. Er kam jedoch kopfschüttelnd zurück und gab ihr zu verstehen, daß

er keine Spur aufzufinden vermocht. Dabei aber nahm ihre Ueberraschung und Besorgniß durchaus nicht die Gestalt von Unfreundlichkeit gegen Jemima an. Im Gegentheile, sie behandelte sie mit einem Grade von Güte und Aufmerksamkeit, wie sie vorher noch nicht gethan, denn bis jetzt schien alle Empfindsamkeit, deren ihr Gemüth fähig war, einzig und allein dem hilflosen Wesen in dem Armstuhle zugewendet gewesen zu sein. Seine Bedürfnisse und Bequemlichkeiten wurden niemals vernachlässigt, seine Mahlzeiten ihm regelmäßig zubereitet und vorgesetzt, ehe Jemand anders bedient ward; das Feuer ward den größten Theil des Tages hindurch bloß um seinetwillen unterhalten, sie rückte seinen Stuhl sorgfältig weiter oder näher, wie die Temperatur des Zimmers es wünschenswerth machte, und zu einer bestimmten Stunde zündete sie ein Licht an und geleitete ihn aus dem Zimmer hinaus zu Bett.

Diese eigenthümliche Hingebung war es, was in Susannens Augen in so weit zu ihren Gunsten sprach, daß dadurch der unvortheilhafte Ausdruck ihres Gesichts und das Geheimniß, welches sie zu umgeben schien, in hohem Grade aufgewogen ward. Sie konnte nicht umhin, nachsichtig über eine Frau zu urtheilen, welche einer solchen hingebenden und beständigen Zuneigung gegen einen Mann fähig war, der, was er auch früher gewesen sein mochte, doch jetzt offenbar nur ein Gegen=

stand des Mitleids war, und Jemima besaß Intelligenz und natürlichen Geschmack genug, um aus demselben Grunde Vertrauen zu fassen. Daher nahm sie Madame Le Clerc's Beweise von Freundlichkeit heiter und gutmüthig auf, und obschon sie Susannens Rückkehr sehr herbeiwünschte, so fürchtete sie doch nichts für ihre eigene Sicherheit. Als die gewöhnliche Stunde zum Schlafengehen schlug, begleitete die Wirthin sie die Treppe hinauf, half ihr in's Bett steigen, und als sie, ehe sie das Zimmer verließ, sie zum Abschied auf die Wange klopfte, verzogen sich die weißen zusammengepreßten Lippen fast zu einem Lächeln, was ihr seit langen Jahren fremd gewesen zu sein schien.

Der nächste Tag verging eben so wie der vorige, ohne daß sich etwas ereignet hätte und ohne daß von den Schwestern oder Susannen etwas zu sehen gewesen wäre. Jemima begann wirklich zu fürchten, daß der Letztern etwas zugestoßen sei, und würde sich gefreut haben, wenn sie Madame Le Clerc ihre Befürchtungen in Worten hätte zu erkennen geben können; aber dies war unmöglich. Alles, was sie thun konnte, that sie; sie ergriff ihre Hand und blickte mit dem Ausdrucke der Besorgniß in ihr Gesicht, und die stumme Frau klopfte sie ermuthigend auf die Schulter, versuchte eben so wie den Abend zuvor zu lächeln und ging einmal sogar

so weit, daß sie sie beim Kopfe nahm und auf die Stirn küßte.

Am Abende des Tages nach dem Fortgange der Schwestern waren die vier Bewohner des einsamen Gasthauses — der Mann, die Frau, Rauque und Jemima — zu einer etwas frühern Stunde als gewöhnlich in der Küche versammelt. Der Nachmittag war naß und kalt gewesen und Jemima dadurch von ihren Spielen im Freien und Rauque von seinen Beschäftigungen abgehalten worden; es ward noch ein Scheit auf's Feuer geworfen, der Stuhl des alten Mannes dicht in die Kaminecke geschoben und Madame Le Clerc hatte, als sie sah, daß es Jemima an einem Zeitvertreib fehlte, ihr mehrere Gebind blauwollenes Garn gegeben und sie durch Zeichen aufgefordert, es zu wickeln.

Das Zimmer hatte an diesem Abende einen Anstrich von Behaglichkeit, welcher einen Fremden zu dem Glauben hätte veranlassen können, daß es der Sitz heiterer Zufriedenheit sei. Das Feuer loderte, der kranke Mann betrachtete die flackernden Flammen, Rauque schnitzte hölzerne Klammern zum Befestigen der Wäsche auf den Trockenleinen, Madame Le Clerc war mit ihren Stricknadeln beschäftigt und Jemima mit dem Wickeln des Garnes. Plötzlich hörte man schwere Fußtritte an der äußern Thür; Alle hoben die

Köpfe empor, mit Ausnahme des Mannes, auf den es keinen Eindruck zu machen schien. Madame Le Clerc und Rauque standen auf, und der Letztere ging hinaus, um die Thür zu öffnen, während Jemima, indem sie den Garnknäuel von dem Schooße fallen ließ, mit großer Spannung zu sehen erwartete, ob es Susanne sei, oder ihre Schwestern, oder ihre treulosen Verführer, welche zurückkehrten.

Es war Niemand von allen diesen. Rauque trat in das Zimmer und dicht hinter ihm drein folgten zwei Männer, welche, ein jeder für sich allein, weiter nicht auffällig gewesen wären, die es aber durch die eigenthümliche Aehnlichkeit wurden, die zwischen ihrer äußeren Erscheinung, ihrer Haltung und Kleidung herrschte. Sie waren von demselben Alter, derselben Körpergröße und einerlei Gesichtsfarbe, welche letztere von Natur außerordentlich dunkel und durch das Leben im Freien dies noch mehr geworden war. Das Haupthaar Beider war größtheils grau, und sie trugen breitkrämpige Wachstuchhüte und die grobe Kleidung von Matrosen.

Sie schritten auf Madame Le Clerc mit einem Gruße zu, der etwas höflicher war, als man nach ihrem Aeußeren hätte erwarten sollen, und Jemima, welche diesen Auftritt beobachtete, blickte zu ihr auf, um zu sehen, wie sie diesen Gruß erwidern würde. Aber sie erwiderte ihn nicht — sie stand wie an den

Boden gewurzelt, ihr Gesicht war marmorbleich und ihre Augen funkelten die Männer mit einem Ausdrucke an, der selbst das Kind mit Schrecken erfüllte. Allmählig schwand dieser starre und entsetzliche Ausdruck, die gewöhnlich zusammengepreßten Lippen theilten sich und es folgte ein Lächeln — ein unnatürliches, furchtbares Lächeln, welches weder Freude noch Wohlwollen verrieth, sondern in Verbindung mit dem Funkeln des Auges und den aufgeblasenen Nüstern eher dem Grinsen einer Hyäne als einem Anzeichen von Vergnügen glich.

Beide Ausdrücke jedoch waren vorübergehend, und nach ein paar Augenblicken hatte das Gesicht wieder seine gewöhnliche Miene angenommen, ausgenommen daß es vielleicht bleicher blieb als zuvor und eine finstrere Entschlossenheit als gewöhnlich auf der Stirn saß. Sie schien auch zu fühlen, daß sie ihre Gäste nicht gut empfangen hatte, und bemühte sich, diesen Fehler durch einen außerordentlichen Grad von Aufmerksamkeit wieder gut zu machen. Sie schürte das Feuer zu hellerer Flamme an, zog eine Bank dicht vor dasselbe, und schob mit auffallendem Eifer einen mit Speisen und Getränken besetzten Tisch davor, während die Männer, welche weiter nichts bemerkt zu haben schienen, keine Zeit verloren, den ihnen vorgesetzten Erfrischungen zuzusprechen.

Einige Worte in Bezug auf den Zustand des Wetters und der Jahreszeit bildeten das ganze Gespräch, welches die Mahlzeit begleitete; aber als sie mit dem Essen fertig waren und die Gläser füllten, schienen die Gäste geneigt zu sein, weitere Mittheilungen anzuknüpfen.

„Ach," sagte Einer von ihnen, „es ist sonderbar, stumm und doch nicht taub zu sein."

„Solche Dinge sind zuweilen die Folge von Krankheiten," antwortete der Andere; „zuweilen von einem Fieber."

Hier blickte Madame Le Clerc, welche hörte, was sie sagten, von ihrem Strickstrumpfe, den sie wieder zur Hand genommen, auf, und schien mit den Augen an der Unterhaltung Theil zu nehmen. „Ist sie von ihrer Geburt an stumm gewesen?" fragte der erste Mann Rauque, welcher den Tisch abräumte.

Als Madame Le Clerc diese Frage hörte, berührte sie Rauque am Arme, ehe er noch Zeit hatte, zu antworten. „Sage ihnen," sagte sie in ihrer Zeichensprache, „daß ich einmal zur See, als ich in Gefahr war, zu ertrinken, vor Angst die Sprache verloren habe," und Rauque that, wie ihm befohlen ward.

„Das ist sehr wahrscheinlich," sagte einer der Männer zu dem andern. „Du weißt, daß es auch

hieß, Julie Le Moine habe vor Furcht die Sprache verloren.“

„Allerdings auf einige Zeit,“ entgegnete der Andere. „Denn sie that alle ihre Aussagen schriftlich. Später aber, glaube ich, fand sie die verlorne Fähigkeit wieder. Ein geschickter Arzt in England, wohin sie mit ihrem Gatten zog, hat sie kurirt.“

„Na,“ sagte der Erste, „ich dächte, es wäre am besten, wir gingen sofort an's Geschäft und erführen, was man von uns wünscht. Ohne Zweifel, Madame,“ fuhr er zu der Wirthin gewendet fort, welche, obschon sie eifrigst zu stricken schien, doch dem Gespräche ein aufmerksames Ohr lieh, „ohne Zweifel haben Sie uns erwartet und wir brauchen wohl nicht zu sagen, wer wir sind und was uns hierher geführt hat?“

„Ich sehe wohl,“ antwortete Madame Le Clerc durch Rauque's Vermittelung, „die wackeren Milchbrüder von Nantes vor mir, deren Thaten längs der ganzen Küste von Calais bis Brest gerühmt werden?“

„Ganz recht,“ antwortete der Eine, „wir sind die beiden Rodolphes von Nantes und bereit zu jedem Unternehmen, von welchem sich Nutzen für uns und unsere Freunde erwarten läßt.“

„Wir hätten Sie schon seit einiger Zeit nöthig gehabt,“ entgegnete Madame Le Clerc. „Wir bedürfen nämlich eine ganz andere Taktik, eine ganz neue Organi=

sation. Es ist jetzt Alles bekannt oder wenigstens muthmaßt man es, und wenn wir die Hunde nicht hätten, so paschten wir in einem Monate nicht für zwanzig Louisd'or Spitzen. Sie müssen ohne Zweifel den Unterschied schon bemerkt und jetzt weit weniger zu transportiren haben als früher."

„Das Geschäft liegt allerdings sehr darnieder," entgegnete einer von den Männern, „und gern werden wir unser Möglichstes thun, um ihm wieder aufzuhelfen. Wir glaubten aber, Sie hätten uns noch zu einem besondern Zwecke zu sprechen gewünscht."

„Allerdings," entgegnete Madame Le Clerc, „es ist ein Zweck, den ich schon lange zu erreichen gewünscht." Und während Rauque diese Worte dolmetschte, heftete sie ihre Augen mit ganz besonderem Ausdrucke auf die beiden Fremden.

„Und worin besteht dieser Zweck?" fragten die Männer.

„Das," entgegnete sie mit bedeutsamem Nicken, „sollen Sie schon erfahren; Sie müssen aber diese Mittheilung von mir selbst empfangen. Mittlerweile trinken Sie und machen Sie sich's bequem."

Die Gäste nahmen keinen Anstand, dieser Einladung zu folgen, und brachten, bis es der Frau gefallen würde, die gewünschte Erklärung abzugeben, mittlerweile das Gespräch auf etwas Anderes.

„Es ist eine dumme Geschichte,“ bemerkten sie, „die eben passirt ist, und hätten wir davon gehört, ehe wir in diese Gegend kamen, so würden wir unsern Besuch aufgeschoben haben, denn man ist dadurch überall wachsam geworden und das Reisen ist um so schwieriger.“

„Was ist denn vorgefallen?“ fragte Madame Le Clerc.

„Ist es möglich, daß Sie nichts davon wissen?“ sagten sie.

„Ich habe von nichts gehört,“ antwortete sie; „es ist die ganze Woche Niemand dagewesen. Der Letzte war Jacques Ménin und ich erwartete ihn gestern wieder, aber er kam nicht.“

„Wahrscheinlich ist er durch die Umstände abgehalten worden, von welchen wir eben sprachen,“ entgegnete einer der Gäste. „Es haben nämlich zwei Männer — Eindringlinge — nicht etwa Leute von uns — etwas in großem Maßstabe, mit einem vierspännigen Wagen zu unternehmen versucht. Sie waren mit Pässen versehen und gaben sich für Ausländer aus; auch hat man in der That Engländer in ihnen erkannt. Sie waren in Mecheln, Brüssel und andern Städten gewesen und befanden sich auf der Rückreise. Die ganze innere Seite des Wagens, der nach englischer

Art gebaut und deßhalb weniger verdächtig war, hatte ein doppeltes Futter — die Sache war, wie man sagt, ganz schön gearbeitet und man würde niemals etwas davon entdeckt haben. Kurz, als sie vor ungefähr zehn Tagen durch Flandern kamen, wurden sie für Leute von hohem Stande gehalten, wofür sie auch nach ihren Pässen zu halten waren — man glaubte, daß sie bei dieser Gelegenheit Waaren von unermeßlichem Werthe hinüber schmuggelten. Na, Alles ging gut, bis sie auf ihrer Rückreise durch Lisle kamen, wo das Glück ihnen plötzlich untreu ward. Ungefähr fünf Meilen jenseits der Grenze begegneten sie nämlich drei Personen zu Pferde, einem Herrn und einer Dame in Begleitung eines Reitknechts. Der Herr war der Herzog von Rochechouart, welcher, wie es scheint, Beide kannte. Der Eine war sogar sein eigner Diener gewesen, und den Andern hatte er bei einer unangenehmen Gelegenheit kennen gelernt — worin dieselbe bestand, hat sich nicht herausgestellt — jedoch sie erkannten sich gegenseitig. Der Herzog wünschte aus irgend einem Grunde eine Unterredung mit ihnen und befahl daher seinem Reitknechte, ihnen bis in die Stadt nachzufolgen und zu sehen, wo sie einkehrten. Wahrscheinlich verstanden sie dieses Manöver falsch und glaubten, man sei ihrem Unternehmen auf der Spur. Wie dem jedoch auch sein mochte, als sie bemerkten, daß der Mann ihnen beharrlich

folge, schossen sie ihn auf der Stelle todt. Als der Herzog den Schuß hörte, galoppirte er hin, um zu sehen, was es gäbe, und ein zweiter Schuß streckte ihn neben seinem Diener zu Boden. Die Postillone warfen nun die Pferde herum, setzten sie in Galopp und flohen davon. Schon waren sie der Grenze nahe, aber die Dame war ihnen auf den Fersen, — gerade zu rechter Zeit kam ihnen eine Abtheilung Reiterei entgegen — sie rief dem Offizier zu, daß er die Mörder anhalten lassen solle — dies geschah, — sie wurden wieder zurückgebracht und nach Lisle geführt, wo die Dame, — es ist wohl die Gemahlin des Herzogs — ihre Anzeige gegen sie vor Gericht erstattet hat. Die ganze Stadt ist in Bewegung — der Herzog befand sich mit seinem Regimente dort und war sehr beliebt."

„Ich kenne die Männer vollkommen," entgegnete Madame Le Clerc, welche der Erzählung mit großer Theilnahme zugehört hatte; „sie kehrten unterwegs hier ein, und das Kind, welches Sie hier sehen, gehört zu ihnen. Kurz, ich habe noch werthvolle Sachen von ihnen in den Händen, und wir brauchen eben Ihre Hilfe, um dieselben über den Canal zu schaffen. Ich werde sie Ihnen später zeigen. Sie sind doch nicht durch Lisle gekommen?"

„O bewahre, nein," entgegnete einer der Rodolphe; „wir passiren niemals ein Stadtthor, wenn wir außen

herum kommen können. Aber wer sind denn diese Leute? Kennen Sie sie schon lange?"

„Sie sind früher zwei oder drei Mal hier gewesen," antwortete die Wirthin. „Das erste Mal, wo ich sie sah, war vor mehreren Jahren; sie hatten damals nicht bloß Pässe, sondern auch einen Empfehlungsbrief von eben demselben Rochechouart, welchem einer davon einen wesentlichen Dienst geleistet hatte. Sie haben niemals Etwas anders als unter den günstigsten Umständen versucht und bis jetzt immer viel Glück gehabt."

Drittes Kapitel.

Eine Haussuchung.

Am Morgen nach dem Erscheinen der beiden Rodolphe, wie wir es in dem vorigen Kapitel beschrieben haben, ward die Ruhe der Bewohner des einsamen Gasthauses zu einer ziemlich frühen Stunde durch die Ankunft einer Anzahl Polizeibeamten von Lisle gestört, welche sehr geräuschvoll in das Haus drangen und erklärten, daß sie gekommen seien, um die beiden Männer zu suchen, welche am Abend vorher angekommen seien.

„Sie sind wieder fort,“ entgegnete die Wirthin durch Rauque's Vermittelung. „Mit Tagesanbruch reis'ten sie wieder ab.“

„Das ist nicht wahr,“ entgegnete der Anführer der Polizeimannschaft; „wir wissen, daß sie hier noch versteckt sind.“

„Sie irren sich, mein Herr," antwortete Madame Le Clerc; „Sie werden sie nicht hier finden."

„Wir wollen's versuchen," entgegnete der Beamte. „Bleiben Sie einstweilen hier," fuhr er, zu einem von seinen Leuten gewendet, fort, „und lassen Sie Niemanden aus dem Zimmer, während wir das Haus durchsuchen. Ohne Zweifel werden wir sie irgendwo versteckt finden."

Es begann nun die strengste Nachsuchung; jeder Theil des Hauses ward durchforscht; jedes Bett abgerückt und aufgedeckt; jeder Schrank geöffnet und die Nebengebäude und Ställe mit derselben Genauigkeit durchsucht; aber es war von den Männern nichts zu sehen. Kurz, die Offizianten begannen in ihrer Ueberzeugung wankend zu werden, trotzdem daß diejenigen, welche als Spione verwendet worden und welche die Männer in das Haus hatten eintreten sehen, auf das Bestimmteste behaupteten, daß sie es nicht wieder verlassen hätten. Sie kehrten jedoch in die Küche zurück, ohne die mindeste Spur von den fraglichen Personen gefunden zu haben. Rauque ward befragt und eben so ein Versuch gemacht, Jemima und den Mann im Lehnstuhle abzuhören. Jemima aber, wie sie bald fanden, verstand sie nicht, und was Herrn Le Clerc betraf, so waren alle ihre Bemühungen, irgend etwas aus ihm zu bringen, vergeblich. Obschon er sehr taub war, so

waren doch seine Ohren für den Schall keineswegs ganz undurchdringlich, und obschon seine Sprachorgane in hohem Grade gelähmt waren und sehr selten in Thätigkeit gesetzt wurden, so hätten sie doch immer noch etwas zu leisten vermocht, wenn sein Gedächtniß ihm erlaubt hätte, nur einen einzigen Redesatz zusammenzufügen. Dies war aber nicht der Fall, und eben so reichte auch seine Aufmerksamkeit nicht hin, eine Frage aufzufassen. Er wendete wohl seinen Kopf nach dem Redenden und schien die ersten zwei oder drei Worte anzuhören, nachdem man ihn mit vieler Mühe aufgerüttelt hatte; aber ehe noch ein Redesatz vollendet war, war sein Geist wieder in vollständige Vergessenheit versunken und die Augen wieder auf den einzigen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, das Feuer auf dem Heerde, geheftet, und eine Wiederholung dieses Experiments führte, wie oft man sie auch unternahm, unabänderlich zu demselben Ergebnisse.

Was Rauque betraf, so erklärte er, er wisse nichts von den Leuten. Er sagte, als er den Abend vorher zu Bett gegangen, habe er sie bei Madame Le Clerc in der Küche zurückgelassen, und als er am Morgen aufgestanden, seien sie schon fort gewesen."

„Da dies der Fall ist," sagte der Offiziant, „so mußt Du mit uns in die Stadt kommen, um von dem Richter verhört zu werden, und die Wirthin muß eben=

falls mit. Was diesen armen kranken Mann betrifft, so scheint es wohl nutzlos, ihn zu beunruhigen.“

„Sage ihnen,“ sagte Madame Le Clerc zu Rauque, „daß er nicht allein gelassen werden kann. Wo ich hingehe, muß er auch mit. Wer soll ihn speisen und ihm Feuer anzünden und ihn zu Bett bringen? Eben so wenig als man ein Kind in der Wiege allein lassen kann, eben so wenig darf dieser Mann allein bleiben.“

„Aber wir haben nicht die Mittel, ihn zu transportiren,“ antwortete der Offiziant. „Gehen kann er doch nicht?“

„Wenn wir einmal fort müssen,“ sagte Madame Le Clerc, „so können Sie eins Ihrer Pferde an den Karren spannen, der in dem Schuppen steht und in dem wir allenfalls Platz haben.“

„Und dieses Kind,“ sagte er, „wem gehört es? Es muß ebenfalls mit.“

„Es ist eine kleine Engländerin,“ antwortete Madame Le Clerc; „sie ward vor einigen Tagen von einigen Reisenden hier gelassen, die wahrscheinlich bald zurückkommen und sie wieder abholen werden.“

Während dies gesprochen ward, begann Madame Le Clerc, welche sah, daß kein anderer Ausweg offen blieb und jeder Widerstand vergeblich sein würde, ihren Gatten für die Reise geschickt zu machen, so wie sie

auch Jemima zu verstehen gab, daß sie sie begleiten müsse. Letztere, welche dieser langen Einsamkeit schon längst überdrüssig war, besonders seitdem Susanne und ihre Schwestern sich entfernt hatten, freute sich über die bevorstehende Veränderung.

Als Alles fertig war und man im Begriff stand, das Haus zu verlassen, verlangten die Polizeibeamten von Rauque noch etwas zu trinken, worauf dieser sich nach einem kleinen Schranke begab, der sich vermittelst eines in dem Getäfel angebrachten Schiebers öffnete und worin verschiedene Getränke verwahrt wurden.

„Da haben wir doch nicht hinein gesehen," bemerkte der Offiziant; „freilich kann hier auch kein Mann verborgen sein."

„Es stehen eine Menge Flaschen darin," bemerkte ein Anderer, der seinen Kopf in den Schrank steckte und sich darin umsah, — „guter Branntwein, ohne Zweifel; in solchen alten abgelegenen Wirthshäusern bekommt man ihn in der Regel am besten. Aber was ist denn das?" Mit diesen Worten zog er zwei kleine, mit Riemen versehene Ranzen oder Tornister heraus, auf welchen Anfangsbuchstaben, auf dem einen R. B. und auf dem andern R. G. standen. In jedem derselben befand sich ein blaugewürfeltes Hemd, einige Paar Strümpfe und einige andere Kleinigkeiten.

„Diese Ranzen gehören den Männern, die wir suchen,“ sagte der Offiziant zu Rauque.

„Das kann sein,“ antwortete Rauque.

„Kann sein?“ entgegnete der Offiziant; „Du weißt, daß dem so ist?“

„Ich habe auch nicht das Gegentheil gesagt,“ antwortete Rauque.

„Du giebst also zu, daß diese Ranzen den Männern gehören?“ fragte der Polizeioffiziant noch einmal.

„Es ist außerordentlich möglich,“ entgegnete Rauque.

„Aber ich sage, es ist nicht blos möglich, sondern wahr,“ sagte der Offiziant.

„Sehr wahrscheinlich,“ antwortete Rauque.

„Aber Du willst es nicht gestehen?“ sagte der Offiziant.

„Ich leugne es auch nicht,“ sagte Rauque, „ohne Zweifel wissen Sie es besser als ich.“

In diesem Augenblicke kam Madame Le Clerc, welche draußen gewesen war, um allerhand Anstalten zu ihrer Abreise zu treffen, wieder herein und ward gefragt, ob die Ranzen nicht den fraglichen Männern gehörten.

„Unzweifelhaft,“ entgegnete sie, „aber sie sind heute morgen ohne sie fortgegangen; wahrscheinlich beabsichtigten sie, bald wieder zu kommen.“

Die Offizianten schüttelten ungläubig die Köpfe —

sie durchsuchten sogar noch einmal das ganze Haus, wo möglich noch genauer als das erste Mal, aber ohne bessern Erfolg, und da sie fanden, daß ferneres Verweilen nutzlos sein würde, so setzten sie Madame Le Clerc, deren Gatten, Jemima und Rauque in den Karren und brachen nach Lisle auf.

Als sie hier ankamen und dem Richter vorgeführt wurden, entstand keine kleine Verwunderung über das Erscheinen einer zweiten Stummen, die aber sehr bald als die wirkliche Madame Le Clerc, sowohl durch ihr eigenes Zugeständniß als durch die Aussage Anderer recognoscirt ward.

„Jene andere Person ist demnach irrthümlicher Weise festgehalten worden,“ bemerkte der Richter, „und muß sofort freigelassen werden.“

In Bezug auf die beiden Männer blieben Madame Le Clerc und Rauque in dem Verhör bei der bereits gethanen Aussage. Sie gaben Beide zu, daß es die beiden Rodolphe von Nantes, die berüchtigten Milchbrüder wären, unter welchem Namen sie in dem ganzen Königreiche bekannt waren, und Madame Le Clerc räumte auch ein, daß sie Leute beauftragt hatte, sie zu einem Besuche in ihrem Hause einzuladen. Aber sie versicherte, daß sie dasselbe bereits früh am Morgen wieder verlassen, und Rauque erklärte, daß er, seitdem er den Abend vorher zu Bett gegangen, von ihnen

nichts wieder gesehen oder gehört habe, während die Offizianten, welche in der Nacht Wache gehalten, eben so bestimmt behaupteten, daß sie noch in dem Hause sein müßten.

Als dem Richter mitgetheilt ward, daß Jemima eine kleine von Reisenden in dem Gasthofe zurückgelassene Engländerin sei, die wahrscheinlich bald wieder abgeholt werden würde — was Alles war, was Madame Le Clerc wußte oder zu sagen beliebte — ließ er Jemanden holen, der ein wenig englisch sprechen konnte, und sie ward nun ebenfalls wegen der Männer befragt. Ihre Aussage stimmte jedoch mit der Rauque's vollkommen überein — sie hatte die Männer in der Küche verlassen, als sie zu Bett ging und seitdem nicht wieder gesehen.

„Fragen Sie sie doch einmal, ob es wahr ist, daß sie von ihren Freunden in dem Gasthofe zurückgelassen worden ist,“ sagte der Richter.

„Ja,“ antwortete Jemima.

„Und glaubst Du, daß sie wieder kommen werden?“

„Ja,“ antwortete die Kleine, welche, so dreist sie auch sonst war, doch durch die Formen einer gerichtlichen Befragung eingeschüchtert und verlegen gemacht ward; um so mehr, als sie, da sie von den vorhergegangenen Fragen nichts verstand, nicht wußte, was das Alles zu bedeuten hätte.

„Wie heißest Du?“ fragte der Dollmetscher.

„Jemima,“ antwortete sie, welchen Namen man, da er ein für französische Ohren ganz ungewohnter war, sofort als eine Probe der barbarischen und unaussprechlichen englischen Familiennamen betrachtete.

Da sich nichts Weiteres in Bezug auf die Milchbrüder ermitteln ließ — über welche eine Anzeige erstattet worden war, die ihre Verhaftung sehr wünschenswerth machte, besonders gerade jetzt, wo der Tod des Herzogs von Rochechouart und die Entdeckung der wahren Eigenschaft der Reisenden in dem englischen Wagen so viel Sensation machte und einige der Offizianten auf ihren Sitzen erschütterte, weil sie wenigstens einen scharfen Verweis, wo nicht etwas noch Schlimmeres von ihren Vorgesetzten zu erwarten hatten — wurden die Le Clercs und Rauque vor der Hand von der Gerichtsstelle entlassen und zur Haft gebracht, während Jemima auf Empfehlung des Richters zu einer achtbaren Person in Wohnung und Kost gegeben ward, bis ihre Freunde sich nach ihr erkundigen würden.

Während dieser Auftritt im Amtshause stattfand, sah sich Susanne, deren angeborene Philosophie sie in den Stand gesetzt hatte, ihre Detention weit geduldiger zu ertragen, als man erwartet hätte, auf einmal in Freiheit gesetzt und mit eben so wenig Umständen, als man sie verhaftet, auf die Straße hinausgestoßen.

„Marsch, Ihr seid frei," war die ganze Erklärung, die sie in dieser Beziehung erhielt.

Wenn sie die Mittel, sich verständlich zu machen, gehabt, und gewußt hätte, an wen sie sich wenden sollte, so würde sie, ehe sie die Stadt verließ, versucht haben, etwas über Mabel zu erfahren; die Schwierigkeiten aber, die sich ihr in beiderlei Hinsicht in den Weg stellten, und ihr sehnlicher Wunsch, zu den jungen Damen zurückzukehren, welche sie als gänzlich unter ihrem Schutze stehend betrachtete und deren Angst über ihre Abwesenheit sie sich leicht denken konnte, bewogen sie, sich in dem Augenblicke, wo sie freigelassen ward, auf den Rückweg zu machen. Hierzu kam noch, daß sie kaum noch so viel Zeit hatte, um den Weg vor Einbruch der Nacht zu Fuße zurückzulegen, und sie wollte eben so wenig sich von der Dunkelheit unterwegs überraschen lassen, als eine Herberge zur Uebernachtung in der Stadt aufsuchen.

„Wenn einmal diese schlimme Geschichte vorüber ist und wir nach Paris oder nach England zurückgelangt sind," sagte sie bei sich selbst, „so wird es mir leicht werden, Mittel zu finden, Alles zu erfahren, was ich über Mabel zu erfahren wünsche. Ich werde zu Mr. Simpson gehen und ihm sagen, wer ich bin, und da sie hier wohl bekannt sein muß, so wird

er ohne Zweifel im Stande sein, sie zu ermitteln.“

Und indem sie ihre Ungeduld und Neugier durch diesen Entschluß beschwichtigte, machte sie sich auf den Rückweg nach dem Gasthofe.

Viertes Kapitel.

Mr. Olliphant erhält einen unerwarteten Besuch von Isaak Lecky, dem Juden.

Eines Morgens, als Mr. Olliphant in seinem Bureau beschäftigt war, ward ihm gemeldet, daß Jemand in einer besondern Angelegenheit ihn zu sprechen wünsche, und als er sich, diesem Rufe folgend, in sein Privatzimmer begab, war er nicht wenig überrascht, seinen alten Bekannten, Isaak Lecky, den Juden, zu sehen.

„Wie, Mr. Lecky!“ sagte er, „brauchen Sie vielleicht ein wenig christliche Jurisprudenz, um eine Differenz zwischen Ihnen und einem von Ihrem Stamme auszugleichen? Warum handeln Sie nicht nach der alten Regel: Auge um Auge und Zahn um Zahn?“

„Ach, Mr. Olliphant,“ entgegnete Isaak, „wir armen Juden werden verfolgt und verspottet, aber dennoch erzeigen wir den Christen zuweilen gute Dienste.“

„Das heißt, wenn dadurch mehr zu gewinnen ist, als durch's Betrügen, Isaak," antwortete Mr. Olliphant. „Aber setzen Sie sich; was führt Sie zu mir?"

Und Isaak setzte sich in seine alte Stellung, mit den Händen fest zwischen die Kniee eingeklemmt, die noch immer gebogen waren, um sie festzuhalten.

„Mein Geschäft," sagte Isaak, „betrifft ein Stückchen Pergament, welches einem Freunde von mir — ein Freund kann ich eigentlich nicht sagen — es ist blos ein Bekannter, mit dem ich zuweilen spreche, wenn wir uns in der Synagoge treffen — in die Hände gefallen ist."

„Nun, aber das Pergament," sagte Mr. Olliphant, „was ist damit?"

„Nun, Sir, ich wollte eben bemerken," sagte Mr. Lecky, „es ist ihm ein Stück Pergament in die Hände gefallen, welches nach meiner Meinung etwas enthält, was mehr Werth hat als ein bloßes Stück Eselshaut — wenigstens, wenn es an den rechten Mann kommt."

„Was ist es? — eine Urkunde?" fragte der Advocat.

„Ja, es ist allerdings eine Urkunde," antwortete Isaak.

„Was für eine Urkunde? eine Schenkung? ein Testament?

„Es ist ein Testament," sagte der Jude.

„Wahrscheinlich eine alte Copie von einem Testamente, welches keinen Werth mehr hat," sagte Mr. Olliphant.

„Es ist," sagte Isaak, „in aller Form ausgefertigt und von den Zeugen mitunterschrieben."

„Deßwegen kann es immer nur ein Duplicat sein," sagte Mr. Olliphant. „Weshalb glauben Sie, daß es Werth habe?"

„Ich habe meine Gründe, dies zu denken," antwortete der Jude.

„Diese Gründe möchte ich hören," sagte Mr. Olliphant.

„Nun, Sir," sagte Isaak, „die Wahrheit ist, daß Jemand darnach gefragt hat."

„Der rechte Eigenthümer?" fragte Mr. Olliphant.

„Die Person, die es zu mir brachte — das heißt zu meinem Freunde — aber durchaus nicht der rechte Eigenthümer."

„Wie so? — war denn das Testament verpfändet worden?" fragte der Advocat.

„Nein," antwortete Isaak; „es ward in der Brusttasche eines Rockes gefunden, der vor einigen Jahren mit mehrern andern Dingen versetzt ward, die niemals wieder eingelös't worden sind."

„Und jetzt fragt man wieder nach dem Testamente?"

„Ganz recht," entgegnete Mr. Lecky.

„Und warum geben Sie es denn nicht her?“

„Ich habe es nicht,“ antwortete der Jude, „mein Freund hat es.“

„Nun gut, warum giebt es denn Ihr Freund nicht her? Es kann doch nicht schwer halten, zu ermitteln, wem es gehört?“ sagte Mr. Olliphant.

„Durchaus nicht,“ entgegnete Isaak. „Aber Sie wissen, eine Sache der Art, die Werth hat, läßt man nicht umsonst aus den Händen, besonders wenn sie auf solche Weise, nach Jahren, zum Vorschein kommt, wo Jedermann geglaubt haben muß, sie sei unwiederbringlich verloren.“

„Dann wünschen Sie wohl, daß ich mit den Personen unterhandle, welchen die Urkunde gehört?“ sagte Mr. Olliphant; „mit Einem Worte, Sie wünschen, daß ich Ihnen ein gutes Stück Geld auswirke? Ist es so?“

„So ziemlich,“ antwortete Isaak.

„Hm!“ sagte Mr. Olliphant; „mit solchen Geschäften befasse ich mich in der Regel nicht. Wenn übrigens dies Document wirklich für Jemanden Werth hat, der darum bestohlen worden ist, so muß es so wie so herausgegeben werden. Erstlich aber muß ich es sehen, ich muß seinen Werth und seine Authenticität beurtheilen, und erfahren, wer die Personen sind, welchen es zurückgegeben werden muß. Haben Sie es bei sich?“

„Sie wissen, Sir," sagte Lecky, „das Testament ist nicht mein — ich handle blos hier für einen Andern und muß meinem Freunde entweder das Pergament oder den Preis dafür zurückbringen."

„Gut," sagte Mr. Olliphant, „ich kann weiter nichts sagen, als: wenn die Urkunde wirklich von Werth ist, so werde ich mich bemühen, Ihnen eine angemessene Belohnung für das Auffinden auszuwirken. Wenn Sie es mir aber nicht auf einen Augenblick in die Hände geben wollen, so ist es nutzlos, noch länger zu sprechen, und wir können Beide unsere Zeit nützlicher anwenden." Mit diesen Worten erhob sich Mr. Olliphant ungeduldig von seinem Sitze.

„Hier ist es, Sir; hier ist es," sagte Isaak, der ein ängstlicher Mann war und zu fürchten begann, er habe die Geduld des Advocaten erschöpft. „Sie sehen, Sir," sagte er, indem er es zusammengefaltet, wie es war, hinhielt, „es sind Flecken darauf — Blutflecken, Spuren von blutigen Fingern. Ich entsinne mich der Geschichte noch ganz gut; man glaubte, es sei eine abgekartete Sache zwischen dem Lakai und der Milchmagd — Sie wissen es wohl auch noch, Sir, Wentworth — Mr. Wentworth, von Oakfield, der große Weinhändler."

„Guter Gott!" rief Mr. Olliphant, indem er das

Document näher betrachtete; „wo haben Sie dies her, Mr. Lecky?"

„Von einem Frauenzimmer," antwortete Mr. Lecky, der in der Erregung des Augenblicks hier seinen Freund aus dem Spiele ließ. „Wahrscheinlich war es die Milchmagd selbst — ein niedliches Mädchen, ein sehr hübsches Mädchen war sie, als sie zuerst in mein Haus kam; dies ist aber nun schon sieben bis acht Jahre her. Sie hatte auch ein Kind, eben so hübsch wie sie selbst; ich glaube aber, der Mann, wer er nun auch sein mochte — wahrscheinlich der Lakai — der es mit ihr hielt, verließ sie, denn sie gerieth in große Noth und mußte allmählig Alles, was sie besaß, veräußern. Es befand sich darunter auch eine Kiste mit Mannskleidern; ich verkaufte dieselben alle bis auf einen Rock, den ich nimmermehr loswerden konnte. Er war fleckig, sehr fleckig; es kam mir oft vor, als wären es Blutflecken, und jetzt zweifle ich nicht mehr daran. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich diese Tasche übersah, denn wir untersuchen die Taschen allemal — aber sie war in der auswattirten Brust angebracht, so daß man sie nicht gleich fühlte. Vor einiger Zeit nun kam die Frau, die ich seit mehrern Jahren nicht gesehen, wieder, um sich nach dem Pergamente zu erkundigen, aber ich sagte ihr, ich wüßte nichts davon und die Sachen wären alle verkauft — ich glaubte das auch wirklich, denn ich hatte den

Rock, der als unverkäuflich beiseite geworfen worden, rund und rein vergessen. Einige Zeit aber darauf kam ein armer Mann, einer von unsern Leuten, zu mir und bettelte; er hatte fast nichts mehr, um seine Blöße zu decken, und als ich mich umsah, was ich vielleicht Entbehrliches für ihn hätte, fiel mir auf einmal dieser Rock wieder in die Hände. Da er nun so lange dagelegen, so glaubte ich, weder an mir noch an meiner Tochter ein Unrecht zu begehen, wenn ich ihn verschenkte, denn die Motten kamen schon hinein und er hätte mir durch das Aufbewahren mehr Schaden gemacht, als wenn ich ihn verschenkte. Während ich nun meinem Glaubensgenossen den Rock hinhielt, und ihn darauf aufmerksam machte, was für ein herrliches Kleidungsstück es wäre und wie warm es ihn, da es wattirt sei, halten würde, war es mir, als ob ich etwas fühlte, was mich bewog, ein wenig näher hinzusehen, und was fand ich? Die Tasche und dieses Pergament darin!"

„Und ist die Frau wiedergekommen, um nochmals nachzufragen?" fragte Mr. Olliphant.

„Nein," entgegnete Isaak, „ich habe sie seitdem nicht wiedergesehen."

„Aber ohne Zweifel wissen Sie, wo sie zu finden ist?" sagte Mr. Olliphant.

„Nein," antwortete Isaak nach einer kleinen Pause, „ich glaube es nicht und erwarte sie überhaupt gar nicht

wiederzusehen. Kurz, die Wahrheit zu gestehen, ich wundere mich, daß sie überhaupt so etwas riskirt hat, denn wenn ich das Testament gefunden hätte, ehe sie kam, so hätte das zu ihrer Entdeckung führen können. Ich hätte sie ja gleich festhalten und dem Gerichte überliefern können, wiss.n Sie."

„Die Noth wird sie dazu getrieben haben," entgegnete der Advocat. „Um des Brotes willen thut der Mensch sonst was. Aber wir müssen sie ausfindig machen, Mr. Lecky; und ich glaube, es wird sich für Sie der Mühe verlohnen, wenn Sie uns dabei helfen."

„Und das Testament?" sagte Isaak ängstlich.

„Ich kann Ihnen versichern, daß Sie auf anständige Weise belohnt werden sollen," entgegnete Mr. Olliphant; „einstweilen aber müssen Sie meinen Worten trauen urd das Weitere mir überlassen. Uebrigens ist es wünschenswerth, daß die Sache so verschwiegen als möglich gehalten werde, bis wir sehen, welchen Weg wir hier einzuschlagen haben. Erwähnen Sie von dieser Sache gegen keinen Menschen etwas."

„Ausgenommen gegen meinen Freund, dem das Testament eigentlich gehört," sagte Isaak, der sich jetzt auf einmal wieder darauf besann.

„Ei freilich, Ihr Freund ist eine Ausnahme," sagte Mr. Olliphant lachend, indem er ihn bis an die Thür begleitete.

Fünftes Kapitel.

Mr. Simpson und der Advocat statten einen Besuch in Oakfield ab.

Als Isaak Lecky sagte, er wisse nicht, wo die Frau, welche die Sachen bei ihm verpfändet hatte, unter welchen das Testament gefunden ward, wohne, redete er zufällig einmal die Wahrheit. Er kannte weder ihre Wohnung noch ihren Namen, und auf diese Weise ward der Fortschritt der Untersuchung, welche Mr. Olliphant gern so schnell als möglich betrieben hätte, gehemmt. Isaak zweifelte nicht, daß es die Milchmagd sei, welche mit dem Lakai entlaufen; und Mr. Olliphant und Mr. Simpson, denen die Sache mitgetheilt ward, waren derselben Meinung.

Indessen, die Wiedererlangung des Testaments war schon an und für sich wichtig; die Aechtheit desselben ließ sich nicht bezweifeln — es war in Mr. Olli=

phants Bureau aufgesetzt und nebst einem Duplicate nach Oakfield zur Unterschrift geschickt worden. Die Unterschriften Mr. Wentworth's und der Zeugen befanden sich auch darunter, und aus den Blutflecken, die darauf zu bemerken waren, ließ sich schließen, daß Mr. Wentworth es auf seiner letzten unglücklichen Reise bei sich gehabt, und daß es aus der Mappe genommen worden, die man nach seinem Tode geöffnet und ausgeleert fand. Was aus der andern Abschrift geworden war, die, wie dieselben Zeugen versicherten, ebenfalls signirt worden, blieb noch ein Geheimniß.

Da Mr. Gaveston's Stellung in Bezug auf das Familienvermögen durch die Auffindung dieses Documents, wodurch die Hauptmasse unter Verwaltung von Vormündern seiner Gattin zufiel, gänzlich verändert und Harry Leeson's Recht auf sein Legat dadurch ebenfalls begründet ward, so wie auch die Ansprüche der Diener und anderer Personen auf verschiedene kleine Summen, welche Mr. Wentworth ihnen vermacht hatte, so ward es nothwendig, den genannten Herrn ohne Verzug davon in Kenntniß zu setzen, und Mr. Simpson und Mr. Olliphant beschlossen, zu diesem Zwecke einen Besuch in Oakfield abzustatten.

„Ich werde nicht viel dabei nützen,“ sagte Mr. Simpson, „aber es ist schon ziemlich lange her, seitdem ich das letzte Mal dort war, und ich möchte sehen, wie

es jetzt dort zugeht und wie er die Mittheilung aufnimmt.“

„Nicht sehr freundlich, darauf können Sie sich verlassen,“ entgegnete Mr. Olliphant. „Seine Bedeutung wird dadurch beträchtlich vermindert, und das wird ihm nicht gefallen, besonders jetzt, wo er ein so großer Mann in der Grafschaft geworden ist.“

„Es ist sonderbar, wie in gewissen Beziehungen sein Charakter sich geändert zu haben scheint,“ bemerkte Mr. Simpson. „Er war allerdings von jeher geldgierig, aber früher wollte er es blos am Spieltische oder mit ein paar Vagabunden beim Wettrennen verschwenden, jetzt dagegen hat er alle dergleichen Dinge aufgegeben und sein ganzer Ehrgeiz scheint darauf gerichtet zu sein, Einfluß zu erlangen und über seine ganze Umgebung zu dominiren.“

„Was er auch thut, wie ich gehört habe,“ versetzte Mr. Olliphant. „Man hat mir erzählt, daß sein Benehmen auf der Richterbank, seitdem er Magistratsperson geworden, ganz unerträglich ist, so daß zwei oder drei Herren, die mit bei der Commission waren, resignirt haben, weil sie nichts mit ihm zu thun haben wollen.“

„Ich wundere mich nicht darüber,“ entgegnete Mr. Simpson, „besonders nicht nach dem, was ich von dem alten Jeremias gehört, der kürzlich in London war, um

wegen des Todes seiner Frau gewisse Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Der größte Anstoß aber, den er gegeben, scheint der wegen der neuen Straße zu sein, und es ist sonderbar, wie er allen Andern den Rang abgelaufen hat. Er stand mit seiner Meinung ganz allein, denn alle Uebrigen waren vollkommen einig über die Richtung, in welcher die Straße gebaut werden sollte, und Mr. Franklin, dem daran lag, sie von einem kleinen Gute fern zu halten, welches er in dieser Gegend besitzt, glaubte, die Sache sei schon ganz sicher; aber entweder aus Feindschaft gegen ihn, weil er sich in die Angelegenheiten zwischen ihm und seiner Gattin gemengt — Franklin wenigstens sagt, er sei überzeugt, daß es deßwegen geschehen — oder aus sonst einem Grunde opponirte er den übrigen Allen und trug richtig den Sieg davon, so daß die Straße mitten durch Franklins Grundstück gelegt worden ist."

„Es ist sonderbar," sagte Mr. Olliphant, „daß Mistreß Gaveston sich an einen Mann von solchem Character angeschlossen hat. Man sollte, da sie ihn doch schon lange früher gekannt, es für unmöglich halten, daß sie nicht gewußt, was eigentlich zu ihm ist, ehe sie ihn heirathete."

„Er ließ sich keine Mühe verdrießen, sie zu täuschen," entgegnete Mr. Simpson. „Und obschon sie mit einander verwandt waren und einander von Kind-

heit an gekannt hatten, so waren sie doch niemals längere Zeit beisammen. Dann muß man ihm auch lassen, daß er im Umgange sehr unterhaltend sein konnte, so wie er sich auch in allen jenen Leibesübungen hervorthat, welche einem Manne so wohl anstehen und die Aufmerksamkeit der Frauen auf sich ziehen. Selbst mich täuschte er ziemlich lange und Mr. Wentworth noch länger. Dennoch hatte dieser, der arme Mann, ehe er starb, schon angefangen, einen großen Widerwillen gegen ihn zu fassen, und ich hatte ihn schon weit früher durchschaut."

„Na, dieses Stück Pergament, wie mein Freund Isaak es nennt, wird seinen Glanz bedeutend vermindern," sagte Mr. Olliphant, „und die arme Mistreß Gaveston unabhängig und sorgenfrei machen. Was den kleinen Mann betrifft, so wäre es, wenn wir ihn ausfindig machen könnten —"

„Er wird mit der Zeit schon wieder zum Vorschein kommen," antwortete Mr. Simpson. „Sie wissen doch, daß Mistreß Gaveston, bald nachdem er fort war, einen Brief von ihm erhielt, worin er ihr versicherte, daß er auf dem besten Wege sei, sein Glück zu machen, und es ist sehr möglich, daß er noch mehrere geschrieben hat, welche, da sie nach Oakfield adressirt waren, natürlich, da Mistreß Gaveston nicht mehr dort ist, in

die Hände ihres Gemahls gefallen und spurlos verschwunden sind.“

Die beiden Herren erfuhren, als sie nach Oakfield kamen, daß Mr. Gaveston augenblicklich in dem Bibliothekzimmer mit Jemandem in Geschäftsangelegenheiten spreche, und sie wurden daher in das anstoßende Frühstückszimmer gewiesen, und ersucht, zu warten, bis er sie würde empfangen können.

Die beiden Zimmer waren durch Flügelthüren getrennt, die angelehnt, aber nicht eingeklinkt standen, und demzufolge hörten die beiden Reisenden, welche stumm vor einem Bildnisse ihres alten Freundes standen, welches über dem Kamin hing, ohne es zu wollen, das Gespräch, welches in dem Nebenzimmer geführt ward. Die ersten Worte, welche an ihr Ohr schlugen, waren: „Diese verfluchte Straße!“ Ihre Augen begegneten sich und es ward ein bedeutsames Lächeln zwischen ihnen ausgetauscht, denn es war Mr. Gavestons Stimme, welche diese Worte sprach.

„Aber Sie wissen, Sir, es war Ihr eigener Wille,“ entgegnete der Andere. „Sie bestanden darauf, daß die Straße in dieser Richtung gelegt würde. Ich sagte Ihnen gleich von Anfang an, daß diese Linie nicht die beste sei, aber Sie wollten nicht hören.“

„Aber Sie haben mir nicht gesagt, daß Sie sie

durch Maningtree führen würden," sagte Mr. Gaveston. „Warum haben Sie mir davon nichts gesagt?"

„Das verstand sich von selbst, Sir; sie mußte so weiter geführt werden, sobald wir Ihre Linie annahmen," entgegnete der Andere. „Wenn Sie nur die von mir entworfenen Risse angesehen hätten, so müßten Sie es selbst gesehen haben, aber darauf nahmen Sie weiter keine Rücksicht; Sie sagten, Sie wären entschlossen, daß die Straße durch Peach-Mill und nirgends anders gehen sollte."

„Verflucht!" murmelte Mr. Gaveston. „Aber, Borthwick, können Sie sie denn nicht ein wenig rechts oder links legen und diesen Ort unberührt lassen?"

„Welchen Ort, Sir?" sagte Borthwick. „Maningtree?"

„Nein, nein, Maningtree nicht; denn Sie sagen, dies sei unmöglich."

„So ist es auch, denn wir haben keine ganze Meile mehr bis dahin zu bauen."

„Nun ja, aber das Haus — jenes Grundstück meine ich; können Sie dieses nicht unberührt lassen?"

„Was, das alte Herrenhaus, Sir?"

„Ja," ja," sagte Mr. Gaveston ungeduldig; „das alte Herrenhaus oder wie Sie es sonst nennen wollen."

„Aber, lieber Himmel," sagte Borthwick, „was könnte es nützen, dieses alte Gebäude stehen zu lassen?

Die Leute dort sind Alle froh, daß es endlich einmal weggerissen werden soll, und ganz besonders für den Gasthof wird es vortheilhaft sein, für den es ein sehr schlechtes vis-à-vis ist. Wenn es nicht niedergerissen wird, so fällt es nächstens von selbst ein, denn es sind seit dreißig Jahren nicht für fünf Schillinge Reparaturen daran bewirkt worden, und seit dem unglücklichen Vorfalle mit Mr. Wentworth hat es auch kein Reisender mehr bewohnt, was doch sonst bei Ueberfüllung des Gasthofes öfters der Fall war.“

„Na, wenn ich nun aber wünsche, daß es stehen bleibe!“ rief Mr. Gaveston wild.

„Aber es ist zu spät, Sir,“ entgegnete Borthwick, „der Handel ist mit den Agenten des Grundstücks bereits abgeschlossen, und diese waren nicht schlecht froh, daß sie es los wurden. Der eigentliche Besitzer wird dies auch sein, denn er hätte nie gehofft, auch nur sechs Pence für den Acker zu bekommen, und wir haben ihm eine hübsche runde Summe gegeben — mehr als das Grundstück werth ist, glaube ich. Doch dies geht mich weiter nichts an.“

„Mich aber geht es etwas an,“ entgegnete Mr. Gaveston in arrogantem Tone; „meine Pflicht ist, darauf zu sehen, daß die öffentlichen Gelder nicht auf ungebührliche Weise verschleudert werden, und ich gehe auf den Handel nicht ein. Ich protestire dagegen. Als

Mitbevollmächtigter beim Straßenbau und als Friedensrichter für die Grafschaft habe ich ein Recht, zu protestiren, und ich werde protestiren. Ich frage, Sir, warum bin ich nicht erst befragt worden, ehe ein solches verschwenderisches Arrangement getroffen ward?"

„Lieber Gott, Sie waren ja mit zugegen, als die Summen für die verschiedenen zu expropriirenden Grundstücke bewilligt wurden, aber Sie wendeten gegen den Totalbetrag nichts ein und fragten auch nicht nach den Specialansätzen, ausgenommen nach der Entschädigung für Peach Mill an Mr. Franklin. Gegen diese protestirten Sie, das weiß ich wohl, und sagten, sie sei zu hoch, so daß noch tausend Pfund abgezwackt wurden. Dieses anderweite Geschäft ward auch noch an demselben Tage mit abgemacht, aber ich glaube, Sie waren so sehr mit Peach Mill beschäftigt, daß Sie auf alles Uebrige nicht Acht gaben."

Hier trat eine Pause von einigen Minuten ein. Mr. Gaveston ward zu der Ueberzeugung genöthigt, daß, wenn die Sache, die er vermieden wissen wollte, unvermeidlich geworden war, er Niemandem die Schuld geben konnte, als sich selbst, was natürlich seinen Aerger nicht wenig vermehrte, und er dachte nach, ob kein Mittel übrig sei, den begangenen Fehler wieder gut zu machen.

„Es ist wohl Niemand auf dieser Linie, der sich bewogen sehen könnte, ebenfalls dagegen zu protestiren?“

„Kein Mensch, Sir,“ antwortete Borthwick. „Niemand hat dagegen protestirt, das heißt, Niemand von den Grundstücksbesitzern, durch deren Eigenthum wir die Straße geführt haben, ausgenommen Mr. Franklin. Die Uebrigen sahen alle, daß sie dabei nur gewinnen könnten, für ihn aber war es freilich ein schwerer Verlust. Indessen, wir sind nun schon seit sechs Monaten durch Peach Mill hindurch, und ein Protest von seiner Seite käme nun doch zu spät.“

„Aber gesetzt, der Eigenthümer des Hauses ratificirte den Handel nicht?“ sagte Mr. Gaveston.

„Ja, das würde allerdings viel Aufenthalt und Störung verursachen,“ antwortete Borthwick, „und wir würden uns dann genöthigt sehen, die Straße um das Haus herumzuführen. Das wäre aber Schade, sehr Schade! Die ganze Linie wäre verdorben, denn so schneidet sie schnurgerade durch Remorden's Grundstück.“

„Verflucht wäre die Linie!“ sagte Mr. Gaveston. „Aber wenn der Eigenthümer nicht ratificirt, so ist es noch Zeit, die Straße anders zu legen, nicht wahr?“

„Dann müssen Sie sich aber dazu halten,“ antwortete Borthwick, „und haben keinen Tag zu verlieren. Wäre der Herr nicht im Auslande, so wären wir schon darüber her, das alte Haus niederzureißen. Eine Zeit

lang konnten die Agenten ihn nicht ausfindig machen, und als dies endlich geschah, fanden sie, daß er soeben nach dem Continent abgereis't war. Aber sie haben ihm nachgeschickt, und wahrscheinlich wird die Sache sehr rasch erledigt werden, denn das Geld wird ihm sehr gefunden kommen. Er hat schon binnen den ersten zwei Jahren sein ganzes Vermögen durchgebracht und seitdem von seinem Witze gelebt."

„Wer sind die Agenten?" sagte Mr. Gaveston.

„Sie heißen Wright und Geyling, glaube ich," entgegnete Borthwick, „der Advocat aber, der ihre Geschäfte besorgt, heißt Glaßford und wohnt im Temple. Dieser Mann wäre wohl die geeignetste Person, an die man sich zu wenden hätte."

„Das glaube ich auch," entgegnete Mr. Gaveston nachdenklich; „aber vielleicht können Sie mir die Adresse dieses Mr. Remorden verschaffen, Borthwick; Sie sagen, er sei auf dem Continent, aber das ist ein sehr weites Feld. Die Hauptsache ist, den Ort, genau den Ort, wo er sich aufhält, zu wissen, sonst kann sehr viel Zeit verloren gehen."

„Ich will sehen, ob ich es erfahren kann, wenn Sie es wünschen, Sir," sagte Borthwick.

„Thun Sie das, Borthwick, und verlieren Sie keine Zeit," entgegnete Mr. Gaveston; „sobald Sie etwas erfahren, lassen Sie mich es wissen."

„Das werde ich, Sir,“ sagte Borthwick, indem er sich empfahl.

„Guten Morgen, Borthwick,“ sagte Mr. Gaveston in freundlichem Tone, „und, Borthwick, Sie können sich Zeit nehmen — stellen Sie nicht zu viel Leute an und lassen Sie die Steine nicht so schnell hintereinander anfahren. Wir wollen uns Zeit nehmen, denn der Bau hat keine Eile. Je länger an der Straße gebaut wird, desto besser ist es für die armen Leute, welche dabei beschäftigt sind. Es wird ein schlimmer Tag für sie, wenn der letzte Stein eingefügt wird.“

„Das ist allerdings wahr, Sir,“ sagte Borthwick; „es läßt sich nicht bezweifeln.“

„Also, Borthwick, nehmen Sie sich Zeit. Apropos, wünschen Sie nicht ein gewisses Stückchen Land — es war wohl anderthalb Acker?“

„Ja, so groß wird es ungefähr sein, Sir,“ antwortete Borthwick.

„Na, ich glaube, wir werden wohl zu einem Verständniß darüber kommen; ich habe mir die Sache überlegt — aber wir wollen ein ander Mal darüber sprechen. Guten Morgen, Borthwick.“

Sechstes Kapitel.

Worin das Ergebniß des Besuches in Oakfield und die Abreise Mr. Simpsons und des Advocaten von dort erzählt wird.

Nachdem Mr. Borthwick das Bibliothekzimmer durch die sogleich in die Hausflur führende Thür verlassen hatte, ohne erst das Frühstückszimmer zu passiren, erhob sich Mr. Gaveston und stieß, nicht ahnend, daß Jemand in dem letztgenannten Zimmer anwesend sei, die Flügenthüren auf, um den Raum zu erweitern, in welchem er sich ein wenig zu ergehen wünschte, denn gleich vielen andern Leuten fand er, wenn er ärgerlich oder aufgeregt war, oder seine Gedanken sammeln oder sein Gemüth beruhigen wollte, in körperlicher Bewegung ein gutes Hülfsmittel dazu.

Der Anblick jedoch, der sich ihm darbot, als er die Thüren öffnete, war keineswegs geeignet, seine Ideen zu ordnen und ihn freundlich zu stimmen. Er sah die

beiden Männer, welche er von allen Menschen in der Welt am meisten fürchtete und haßte, denn er wußte, daß sie ihn verachteten, und dennoch wagte er nicht, einen Groll gegen sie zu zeigen. Er wußte recht wohl, daß es Viele gab, die keine bessere Meinung von ihm hegten, als diese, und er stand mit einem großen Theile seiner Nachbarn auf keinem guten Fuße, denn seine Arroganz und Reizbarkeit waren fast unerträglich. Hier aber konnte er sich dadurch einige Genugthuung verschaffen, daß er die Pläne seiner Nachbarn vereitelte, ihren Meinungen widersprach und gegen sie so viel Uebermuth und Stolz an den Tag legte, als ein Mann von Anstand gegen einen andern an den Tag legen darf, ohne Gefahr zu laufen, von ihm gefordert zu werden.

In der Gegenwart dieser beiden Männer dagegen fühlte er sich stets sehr unbehaglich, weil er seinem natürlichen Temperamente nicht freien Lauf lassen konnte. Sie waren Mr. Wentworths intimste und anhänglichste Freunde gewesen; sie hatten bei allen seinen Angelegenheiten die Hand mit im Spiele gehabt; sie waren die Vertheidiger seiner Tochter, und bereit, als Beschützer seines Neffen aufzutreten. Er wußte, daß sie immer noch so eifrig wie je bedacht waren, die Wahrheit zu erforschen und das Geheimniß zu durchbringen, welches über jener verhängnißvollen Nacht in dem alten Herrn-

hause schwebte, und eben so wußte er auch, daß sie, sobald sie nur ein Glied aufgefunden hätten, woran sie sich halten könnten, dies nicht eher fahren lassen würden, als bis sie die ganze Kette an's Licht gebracht, und da der Advocat schlau und Mr. Simpson reich war, so war es sehr leicht möglich, daß ihnen ihr Vorhaben gelang. Kurz, nur das Verschwinden Andrew's und Mabel's, welches den Verdacht auf diese warf, bis er endlich zur Gewißheit geworden war, hatte die rührigsten Nachforschungen von Seite der beiden Herren verhindert. Durch diesen Umstand irregeleitet, hatten sie ihr ganzes Augenmerk auf die Entdeckung Andrew's und seiner vermeintlichen Geliebten gerichtet, anstatt zu ermitteln, ob diese auch wirklich die Schuldigen wären oder nicht. Aber es konnte der Augenblick kommen, wo sie ihre Aufmerksamkeit nach einer andern Richtung hin wendeten, und wer konnte dann wissen, was folgen würde?

Abgesehen hiervon hatten sie ihn auch überlistet; sie hatten, ohne die Gewalt der Waffe, die sie schwangen, zu kennen, seine Furcht benutzt, um ihm die Hälfte des gewinnbringenden Geschäfts in der City zu entreißen. Später war er hinter Mr. Simpsons Beweggrund gekommen und hatte das Manoeuvre durchschaut, welches, wie er nicht zweifelte, eigentlich von dem Advocaten ausging; er sah ein, daß Mr. Simpson

nicht für seinen eigenen Vortheil so gehandelt, sondern daß er es aus Mißtrauen um der Tochter und des Neffens seines Freundes und Wohlthäters willen gethan. Deßhalb aber haßte er ihn nur um so mehr. Solche Menschen sind gefährlich, denn man kann sie nicht bestechen.

Mit Einem Worte, Mr. Simpson und der Advocat waren die beiden Männer, die Mr. Gaveston am allerwenigsten in Oakfield oder sonst wo zu sehen wünschte, besonders in einem Augenblicke der Aufregung und Verlegenheit, wie der gegenwärtige. Auch gab es Niemand, dem er weniger sein Gespräch mit Borthwick anzuvertrauen gewünscht hätte, und dennoch war die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie einen großen Theil davon, wo nicht Alles gehört hatten — wie viel aber, das konnte er nicht beurtheilen, denn er wußte nicht, wie lange sie schon im Frühstückszimmer anwesend waren.

Unter allen diesen Umständen kann man sich denken, daß die Ueberraschung keine angenehme war, und daß der erste unfreiwillige Ausruf, der über seine Lippen ging, nichts weniger als Vergnügen verrieth. Doch faßte er sich so rasch als er konnte, und that, als habe er die beiden Herren nicht sogleich erkannt.

„Sind Sie schon lange hier?“ fragte er.

„Ziemlich eine halbe Stunde,“ entgegnete Mr.

Olliphant, dem es besonderes Vergnügen machte, ihn zu ärgern; „da wir aber hörten, daß Sie in einem so angelegentlichen Gespräche begriffen waren, so wollten wir Sie natürlich nicht stören.“

„Es ist diese verfluchte Straße,“ entgegnete Mr. Gaveston. „Fortwährend giebt es etwas damit und ich habe meine liebe Plage. Zufällig bin ich bei einer Conferenz nicht gewesen und muß nun hören, daß meine Herren Collegen die öffentlichen Gelder auf eine schmachvolle Weise verschleudern und fünftausend Pfund für ein Grundstück bewilligen, welches nicht zweitausend werth ist, während sie durch Verlegung der Straße um wenige hundert Schritt links das fragliche Grundstück vermieden oder blos zwei oder drei kleine Güter berührt hätten, wo die Leute nehmen mußten, was sie bekamen.“

„Eine angemessene Entschädigung muß gewährt werden,“ sagte Mr. Olliphant, „die Güter mögen nun klein oder groß sein, und wahrscheinlich hätten die zwei oder drei kleinen Güter mehr gekostet, als das einzelne größere, weil in der Regel jeder Besitzer darauf bedacht ist, etwas mehr zu verlangen, als sein Eigenthum wirklich werth ist, und es trifft sich nicht selten, daß Manche geradezu unbillige Forderungen stellen. Und überdies, was kommt auf ein paar tausend Pfund bei dem Bau einer so wichtigen Straße an? Deßwegen wird man ihr doch keine andere Richtung geben!“

„Wenn es Schaden bringt, ganz gewiß nicht,“ entgegnete Mr. Gaveston, „aber nach meiner Ansicht wird der Linie nicht im Mindesten geschadet, wenn man sie an jener Stelle eine kleine Biegung machen läßt.“

„Und was jenes alte verwünschte Haus betrifft,“ fuhr Mr Olliphant fort, „so könnte mir nichts auf der Welt größere Freude machen, als wenn es von der Erde hinwegrasirt würde. Wenn ich meinen Willen hätte durchsetzen können, so hätte ich schon den andern Tag das Haus niederreißen und den Boden zu Ackerland umpflügen lassen.“

„Würden Sie das wirklich gethan haben?“ sagte Mr. Gaveston, indem er den Kopf ein wenig auf die Seite hielt und sich einen sentimentalen Anstrich zu geben suchte. „Ich gestehe, meine Ansicht ist in dieser Beziehung ganz anders. Ich möchte nicht, daß das Haus wegkäme, sondern wünschte lieber, daß es stehen bliebe als das Denkmal —“

„Der fluchwürdigen, kaltblütigen Ermordung eines der besten Menschen, die der Allmächtige jemals geschaffen!“ rief Mr. Olliphant in heftigem Tone. „Mein Gott! es gehört ein ganz besonderer Geschmack an Denkmälern dazu, wenn man das Haus aus diesem Grunde zu verschonen wünscht.“

„Kommen Sie doch in das Bibliothekzimmer,“

sagte Gaveston, „und nehmen Sie Platz, während ich Mitchell einige Erfrischungen holen lasse."

Mit diesen Worten verließ er eilig das Zimmer, um diese Gelegenheit zu benutzen, seinen Aerger ein wenig zu verschlucken und ihn zugleich theilweise an dem unglücklichen Mitchell auszulassen, weil er die beiden Herren in das Frühstücks-, anstatt in das Besuchzimmer gewiesen hatte, wo sie von seiner Unterredung mit Borthwick nichts vernommen haben würden.

„Wann sind Sie denn aus London abgereis't?" sagte er, als er wieder in's Zimmer trat; „Sie haben schönes Wetter auf Ihrer Reise gehabt."

„Allerdings," entgegnete Mr. Simpson, „und dies bewog uns, nicht zu eilen; wir sind daher ganz gemächlich gefahren und drei Tage unterwegs gewesen. Olliphant hat jetzt gewissermaßen Ferien, und er sehnte sich, ein wenig Landluft zu athmen."

„Es geht auch nichts darüber," antwortete Mr. Gaveston, der sich durch diese letzten Worte wieder ein wenig beruhigt fühlte, denn er war schon neugierig gewesen, zu wissen, was ihm die Ehre dieses unerwarteten Besuches verschafft habe — eine Neugier, die zugleich nicht frei von Besorgniß war, und er freute sich daher, zu finden, daß weiter nichts, als der Wunsch, sich ein wenig zu erholen, die Herren aus London hierher geführt habe. Sie verschoben aber die Mittheilung, die sie zu

machen hatten, bis Mitchell den Tisch wieder abgeräumt haben würde, und lenkten daher, während sie einige Bissen genossen, das Gespräch auf allgemeine Gegenstände, ohne ein Wort von ihrem eigentlichen Vorhaben zu erwähnen.

„Was sagen Sie zu einem Spaziergange durch die Gärten?“ sagte Mr. Gaveston, der so viel Gastfreundschaft affectirte, als ihm bei seinem fortwährend gereizten und mißtrauischen Wesen zu heucheln möglich war; „es wird Ihren Appetit schärfen und das Diner dann um so besser munden.“

„Wir werden noch Zeit genug zum Spazierengehen haben,“ entgegnete Mr. Olliphant; „ehe wir aber gehen, möchten wir, wenn Sie es uns erlauben, eine kleine Geschäftsangelegenheit mit Ihnen besprechen.“

„Ja wohl, ja wohl,“ sagte Mr. Gaveston, indem er sich mit unbehaglicher Miene wieder setzte; „wir können die Sache besprechen und dann immer noch einen Spaziergang machen.“

„Hm!“ sagte Mr. Olliphant, sich räuspernd, während er sich in seinem Stuhle zurechtsetzte, „Sie wissen, einer der mit dem Tode unsers vielbeklagten Freundes zusammenhängenden Umstände, welcher damals die größte Ueberraschung und Neugier erregte, war das Verschwinden des Testaments.“

„Oder vielmehr, daß keins gefunden ward,“ sagte Gaveston.

„Verschwinden!“ wiederholte der Jurist in entschiedenem Tone; „das Verschwinden eines Dinges, von welchem man wußte, daß es existirt hatte; — es war dies nicht blos mir bekannt, sondern auch Andern.“

„Gut, gut,“ sagte Gaveston in dem Tone Eines, welcher nachgiebt, ohne überzeugt zu sein. „Wie Sie wollen; fahren Sie fort.“

„Und nicht blos eine Copie war da, sondern zwei,“ sprach Mr. Olliphant weiter; „deßwegen war der Umstand um so auffälliger, denn man konnte aus diesem Grunde den Verlust nicht auf Rechnung eines Zufalls bringen.“

„Nun?“ sagte Mr. Gaveston etwas ungeduldig.

„Und deßhalb,“ setzte der Jurist hinzu, „hegte ich um so weniger Hoffnung, jemals die verlornen Documente wiederzufinden, da ich natürlich daraus schloß, daß der Grund, welcher den Diebstahl veranlaßt, auch ihre Vernichtung veranlaßt haben würde.“

„Ohne Zweifel,“ antwortete Gaveston, dem es mit jedem Augenblicke schwerer fiel, seine Ruhe und Fassung zu bewahren.

„Aber seltsamer Weise,“ fuhr Mr. Olliphant fort, „scheint dies nicht der Fall zu sein, denn ich habe ni diesem Augenblicke das Testament hier in meiner Tasche.“

Und er schlug mit der Hand darauf auf eine Weise, welche nicht blos verrieth, wie sehr er sich freute, es gefunden zu haben, sondern auch, daß er von der Aechtheit desselben überzeugt war.

Mr. Gaveston versuchte, ungläubig zu lächeln, aber es gelang ihm nicht; seine Lippen zitterten, und seine Züge, die durch den Kampf zwischen ihrem eigenen Willen und der Gewalt, die er sich darüber auszuüben bemühte, verzerrt wurden, gaben seinem Gesichte einen abschreckenden Ausdruck.

„Es ist vollkommen wahr, ich versichere es Ihnen," entgegnete Mr. Olliphant, den Zweifel beantwortend, welchen, wie er bemerkte, Mr. Gaveston durch seine Miene zu erkennen gab; „und ach!" setzte er hinzu, indem er es aus der Tasche zog und den entsetzten Blicken des Elenden vor ihm darbot, „ach, es trägt nur zu traurige Spuren seiner Aechtheit — die blutigen Finger des Mörders bezeugen sie!"

Mr. Gaveston, dessen Aufregung und Bestürzung viel zu groß war, als daß er hätte wissen sollen, was er that, streckte unwillkürlich die Hand aus, um das Testament entgegen zu nehmen; Mr. Olliphant aber that, als ob er diese Bewegung nicht bemerkte, und hielt es fest. Es war dies vielleicht eine übertriebene Vorsicht, aber es brannte ein helles Feuer in dem Kamine, und

man kann nicht wissen, wozu die Verzweiflung den Menschen treibt.

„Von den Bestimmungen des Testaments,“ fuhr der Advocat fort, „habe ich Sie schon früher in Kenntniß gesetzt. Dieselben stimmen genau mit dem Concept überein, welches ich Ihnen nach Mr. Wentworths Tode zeigte, denn nachdem ich seine Instruction empfangen, brachte ich den Entwurf zu Papier und überschickte ihm denselben zur nochmaligen Einsicht, ehe ich die erforderlichen Formalitäten hinzufügte.“

„Meine Herren,“ sagte Mr. Gaveston, indem er sich mit übermenschlicher Anstrengung bemühte, seine Fassung zu behaupten, und während er sprach, stand er schnell auf und ging auf die andere Seite des Zimmers, um der Beobachtung zu entgehen, welcher er, wie er wohl fühlte, auf seinem Platze am Tische ausgesetzt war; „dies ist eine sehr außerordentliche Mittheilung — und Sie werden sich nicht wundern, wenn ich dadurch erschüttert werde — es ist dies eine Sache, die Niemand ohne einen gewissen Grad von Aufregung hören könnte, wie stark seine Nerven auch sein möchten — denn es handelt sich hier um keine Kleinigkeit. Aber sind Sie auch wirklich überzeugt, — wissen Sie das, was Sie sagen, auch ganz gewiß?“

„So gewiß,“ entgegnete Mr. Olliphant, „daß ich Ihnen erlaube, die Aechtheit dieser Urkunde“ — und er

schlug wieder im Gefühle seiner innigsten Ueberzeugung mit der Hand darauf — „in jedem Gerichtshofe sämmtlicher drei Königreiche prüfen zu lassen; und mehr als dies, ich setze mein ganzes Vermögen zum Pfande dafür.“

„Ich auch,“ setzte Mr. Simpson ruhig, aber fest hinzu.

„O,“ sagte Mr. Gaveston, und seine Stimme wankte hörbar, „ich — ich bin nicht Willens, die Sache streitig zu machen — ich wünsche nicht — Zweifel aufzuwerfen — wenn Sie überzeugt sind — so muß ich mich allerdings fügen — es ist durchaus keine Nothwendigkeit vorhanden, die Sache vor irgend einem andern Gerichtshofe, als dem Gerichtshofe unseres eigenen Gewissens zu verhandeln, meine Herren.“

„Jede andere Appellation wäre allerdings vergeblich,“ entgegnete Mr. Olliphant, der eben so wie Mr. Simpson ganz erstaunt war über diese unterwürfige Fügsamkeit, denn sie hatten sich Beide darauf gefaßt gemacht, einem Ausbruche von Wuth, einer entschlossenen Weigerung, an die Aechtheit des Documents zu glauben — kurz, einer regelmäßigen Kriegserklärung zu begegnen.

Es war eigenthümlich, daß Mr. Gaveston die Frage, welche sich natürlich zuerst aufdrängen mußte, und welche für Jeden, er mochte nun ein Interesse an

der Sache haben oder nicht unstreitig die wichtigste war — nicht that. Er sagte nicht: „Wie ward es denn wiedergefunden?“ Mr. Olliphant ertheilte ihm diesen Aufschluß aus eigenem Antriebe.

„Sie werden natürlich wissen wollen,“ sagte er, „durch welchen Zufall nach so vielen Jahren diese Urkunde wieder aufgefunden ist, als wir, an dem Erfolge verzweifelnd, schon längst alle Nachforschungen darnach aufgegeben hatten. Aber es ist eigenthümlich, wie Schriften dieser Art sich am Leben erhalten und plötzlich an's Licht treten, wenn man sie am wenigsten erwartet. Die Zeit macht vieles Unrecht wieder gut, verhilft einer guten Sache zum endlichen Siege und stellt in ihrer ruhigen Weise manches Recht wieder her, wo unsere angestrengtesten Bemühungen sich als fruchtlos erwiesen haben. Die Art und Weise, wie wir zu dieser Schrift gekommen sind, ist ziemlich seltsam. Es giebt nämlich einen gewissen Juden, einen Pfandleiher, der in der Gegend von St Martins Lane wohnt und Isaak Lecky heißt. Eine Frau, mit der er früher Geschäfte hatte, kam neulich zu ihm und fragte, ob er nicht unter gewissen, vor einigen Jahren verpfändeten und nicht wieder eingelös'ten Gegenständen ein Testament gefunden habe. Isaak sagte, er hätte keins gefunden, und diese Sachen wären überhaupt schon längst verkauft. Indessen, als er nicht lange nachher in seinen alten Vor=

räthen herumsuchte, fiel ihm auf einmal ein Rock in die Hände, den er, wie er sich besann, von ihr hatte, und der, weil er viel Flecken — Isaak meinte, es wären Blutflecken — hatte, als unverkäuflich bei Seite geworfen worden war. Der würdige Jude begann natürlich, den Maximen seines Volkes gemäß, zu berechnen, welchen Vortheil er wohl aus diesem Funde ziehen könne, und da ich früher einmal wegen einer gewissen Angelegenheit bei ihm gewesen war, so fiel ihm ein, als er bei Durchsuchung des Rockes das Testament fand, dasselbe zu mir zu bringen, in der Absicht, daß ich in seinem Namen mit den Personen unterhandeln möchte, die durch seine Entdeckung auf einmal reich würden."

Während dieser Mittheilung hatte Mr. Gaveston, mit dem Rücken den Herren zugekehrt, am Fenster gestanden, und mehr als einmal wischte er sich, während der Jurist erzählte, den Schweiß von der Stirn.

„Und die Frau?" keuchte er; „was ist aus dieser geworden?"

„Ja, darüber konnte er gar keine Auskunft geben," entgegnete Mr. Olliphant. „Er wußte weder ihren Namen, noch ihre Adresse; was mich aber betrifft, so zweifle ich nicht, daß es Mabel, die Milchmagd, gewesen ist. Er beschreibt sie als jung und hübsch und sagt, sie habe ein kleines Mädchen, eben so hübsch wie sie selbst, mit sich gehabt. Indessen, ich habe ihm auf-

getragen, sie auszuspioniren, und versprochen, ihn gut zu belohnen, wenn es ihm gelingt, so daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach bald der ganzen Sache auf den Grund kommen werden. Mittlerweile, was das Testament betrifft —“

„O, was das Testament betrifft,“ unterbrach Mr. Gaveston, „so braucht darüber durchaus kein Streit zu entstehen — ich werde mich in Alles fügen, was Recht ist — verlassen Sie sich darauf.“

Die beiden Freunde sahen einander erstaunt an; der so hartnäckige, so egoistische und, wie sie glaubten, so gewissenlose Mann schien auf einmal fügsam, demüthig, uneigennützig und gerecht zu sein. Sie konnten kaum ihren Ohren trauen. Mr. Simpson, der von Natur wohlwollend und versöhnlich war, begann schon freundlichere Gesinnungen gegen den Menschen zu hegen, den er so lange verabscheut hatte. Der Jurist aber, der einen größern Scharfblick besaß und den ein langer Verkehr mit der Welt die menschliche Natur besser kennen gelehrt hatte, sah in dieser plötzlichen, scheinbaren Aenderung des Charakters Etwas, was ihn verblüffte. Er hatte die hartnäckigste Ungläubigkeit und den heftigsten Widerstand erwartet, und selbst wenn die vollständigste Ueberzeugung Mr. Gaveston bewogen hätte, sich in die unvermeidliche Nothwendigkeit zu fügen, so glaubte doch

Mr. Olliphant, daß es ohne einen Ausbruch der schlimmsten Leidenschaften nicht abgehen werde.

Seltsame Gedanken bemächtigten sich seiner — ein Frösteln des Herzens, welches er noch niemals empfunden, schüttelte ihn bis in das innerste Mark hinein. Er saß da und betrachtete das Profil des Mannes, welcher am Fenster stand, als ob plötzlich ein Wesen aus einer andern Welt vor seinen Blicken erschienen wäre. Es herrschte Todtenstille — Mr. Gaveston fühlte das Auge, welches auf ihn geheftet war, und stand wie angewurzelt. Mr. Simpson räusperte sich und versuchte zu sprechen; aber das Verhalten der beiden andern Personen machte ihn schüchtern und er fand keine Worte.

Diese Art Lähmung oder Erstarrung dauerte einige Minuten, und würde vielleicht noch länger gedauert haben, denn Mr. Gaveston konnte sich nicht bewegen, und Mr. Olliphant war in so tiefes Hinbrüten versunken, daß er auf die Zeit nicht achtete. Endlich machte Mr. Simpson eine verzweifelte Anstrengung, die Erstarrung abzuschütteln, welche, wie er fühlte, ansteckend zu werden anfing. Er stieß seinen Stuhl zurück, stand anf und sagte: „Nun, meine Herren, wollen wir einen Spaziergang machen?“

Mr. Gaveston drehte sich herum; seine Wangen und Lippen waren aschenbleich, sein Mund zusammen-

gekniffen und sein ganzes Gesicht verzerrt, als ob er wirklich einen Schlaganfall gehabt hätte. Er ging mit unsicherem Schritt durch's Zimmer und schien sich nach seinem Hute umzusehen. Mr. Olliphant erhob sich ebenfalls und ging umher wie ein Träumender.

„Unsere Hüte sind in dem andern Zimmer, glaube ich," sagte Mr. Simpson, und er ging hinaus, um sie zu holen, während Mr. Olliphant ihm folgte.

Als sie hinaus waren, blieb Mr. Gaveston in der Mitte des Zimmers stehen, schlug sich mit der Hand vor die Stirn und drückte sie einen Augenblick krampfhaft, während seine bleichen Lippen sich trennten und er mit den Zähnen knirschte, bis sein Gesicht einen wahrhaft teuflischen Ausdruck annahm. Dann, als ob die kochende Wuth in seinem Innern hierdurch ein wenig Luft bekommen hätte, versuchte er sich mit gewaltiger Anstrengung zu fassen, und als die Herren mit den Hüten in den Händen wieder in das Zimmer zurückkamen, öffnete er die Thür und schritt ihnen in die Hausflur voran, wo der seine lag, und ging von da hinaus auf den Rasenplatz. Sie folgten ihm, und selten haben vielleicht drei Männer einen Spaziergang, der zur Erholung dienen sollte, unter eigenthümlicheren Umständen angetreten.

Man kann sich leicht denken, daß, trotz aller An-

strengungen, die Mr. Gaveston machte — und sie waren gewaltig — die Unterhaltung nicht sehr lebhaft war. Als sie durch die Gärten gingen, versuchte er von Horticultur zu sprechen, und als sie durch die Felder kamen, versuchte er es mit der Agricultur, und als sie auf die Straße kamen, verfiel er, da der Straßenbau bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge kein angenehmes Thema war, auf Politik und den Zustand des Landes im Allgemeinen. Abgesehen aber davon, daß Mr. Simpson von den beiden ersten durchaus nichts und von dem letzten nicht viel verstand, so ward er von dem eigenthümlichen Benehmen Mr. Olliphants, der gar nicht mehr der heitere, redselige, gleichzeitig aber feste, entschiedene, offene, ehrliche und wohlwollende Jurist zu sein schien, so betroffen, daß er weder seine Gedanken sammeln, noch seine Aufmerksamkeit auf das richten konnte, was der Andere sagte, während Mr. Olliphant selbst aussah wie ein Mensch, der durch ein außerordentliches oder übernatürliches Ereigniß außerordentlich erschreckt worden und dessen Verstand durch die Erschütterung gelähmt worden ist.

So gingen sie von Feld zu Feld und von Garten zu Garten, bis die Stunde zum Diner heran kam, worauf Mr. Gaveston, welcher immer voranging, ihre Schritte heimwärts lenkte und sich nun Jeder auf sein Zimmer zurückzog, um Toilette zu machen.

„Olliphant, mein lieber Freund,“ sagte Mr. Simpson, indem er, sobald er sich angekleidet, in das Zimmer des Juristen trat, „was soll das nur heißen? — Was um's Himmels willen ist Ihnen denn? — Sie sind ja noch nicht angekleidet, und eben wird zur Tafel geläutet! — Sie haben ja noch nicht einmal Ihren Koffer aufgeschnallt? — Sind Sie denn etwa krank?“

„Ich bin nicht wohl,“ entgegnete Mr. Olliphant „in der That, ich fühle mich außerordentlich unwohl. Haben Sie die Güte, es Mr. Gaveston zu sagen. Ich könnte nicht essen, wenn ich mich auch mit zur Tafel setzen wollte. Entschuldigen Sie mich, so gut Sie können. Ich muß noch ein wenig hinaus in's Freie, und wenn es mir nicht besser wird, so sehen Sie mich vielleicht auch heute Abend im Gesellschaftszimmer nicht. Morgen früh, lieber Simpson, wenn Sie damit einverstanden sind, wollen wir mit Sonnenaufgang uns wieder auf den Weg nach London machen. Unser Geschäft ist besorgt und wir haben keinen Grund, länger hier zu verweilen. Wir können dann diese Angelegenheit mit Muße besprechen.“

Mr. Olliphant kam an diesem Abende nicht wieder zum Vorschein. Ehe er sich niederlegte, verriegelte

er sorgfältig die Thür und legte das Testament unter sein Kopfkissen.

Den nächstfolgenden Morgen reis'ten die beiden Herren, Mr. Olliphant tief aufathmend, wieder nach London ab.

Siebentes Kapitel.

Mr. Gaveston reis't ebenfalls nach London und stattet zwei unerwartete Besuche ab.

Die Nacht, in welcher Mr. Gaveston's Dach die beiden Fremden beherbergte, war für ihn selbst eine völlig schlaflose, und mit dem ersten Grauen des Tages stand er auf und kleidete sich an, verließ aber sein Zimmer nicht eher, als bis er den Wagen, welcher den unerfreulichen Besuch wieder hinwegführte, von der Thür rollen hörte. Dann ging er hinunter und gab Befehl, daß ihm sofort sein Frühstück aufgetragen und sein Pferd gesattelt werde, während er einen seiner Diener nach Borthwick's Hause schickte und ihm sagen ließ, er möge nicht ausgehen, weil er im Vorüberreiten auf dem Wege nach London mit bei ihm vorsprechen würde.

Der Jurist und Mr. Simpson waren kaum eine halbe Stunde fort, als Mr. Gaveston aufsaß und so

wüthend die Straße entlang galoppirte, daß der alte Jeremias, der, durch die Hufschläge auf der gepflasterten Straße von Mappleton aufgeweckt, seinen benachtmützten Kopf zum Fenster des Grünen Drachen hinaussteckte, um zu sehen, wer die Stadt schon so früh erschrecke, schwor, er sehe in der hinter Gaveston hinwirbelnden Staubwolke den leibhaften Teufel, der ihn vorwärts triebe. „Er reitet in die Hölle," sagte er, „so wahr ich John Jeremias heiße, und der leibhafte Satan jagt hinter ihm drein."

Der leibhafte Satan war aber bei dieser Gelegenheit zufällig Niemand weiter, als Mr. Borthwick, welcher, da er in Straßenbauangelegenheiten sein Haus sehr zeitig verlassen, erst vor wenigen Augenblicken dem Diener begegnet war und nun hinter Gaveston hersprengte.

Die Gedanken, welche Gaveston beschäftigten, und der Lärm, den sein eigenes Roß machte, waren die Ursache, daß er das Pferd seines Verfolgers anfangs nicht hörte, wohl aber hörte ihn die Stute, und je schneller Borthwick folgte, desto schneller eilte sie, bis endlich ihre immer mehr zunehmende Schnelligkeit und Aufregung den Reiter aufmerksam machte, und als er sich umsah, bemerkte er den Straßenbaumeister, der ihn einzuholen suchte. Er zog hierauf den Zügel an und wartete, bis der Andere heran kam.

„Ich wollte eben nach Maningtree, Sir," sagte Letzterer, „um zu sehen wie Alles stünde, als ich Ihrem Diener begegnete. Deßhalb warf ich sogleich mein Pferd herum und folgte Ihnen nach."

„Das haben Sie recht gemacht, Borthwick," sagte Gaveston. „Ich bin nämlich plötzlich in Geschäften abberufen worden und wünschte vorher noch mit Ihnen zu sprechen. Erstens mit Bezug auf die Adresse jenes Mannes — Remorden's, meine ich."

„Ich habe darnach geschrieben, Sir," antwortete Borthwick. „Der Brief ging gestern Abend ab, aber gleichzeitig bin ich nicht gewiß, ob ich das Gewünschte bekommen werde. Er verbirgt sich, so viel ich erfahren habe, fortwährend vor seinen Gläubigern, und läßt daher Niemanden gern wissen, wo er ist. Auch habe ich gehört, daß er mehr Namen als einen führt und deßhalb Briefe, die an seinen wahren Namen adressirt sind, ihm vielleicht gar nicht zugehen. Wenn Sie ihn daher nicht etwa zufällig von Person kennen, so haben Sie wirklich nicht viel Aussicht, ihn auszumitteln."

„Aber der Advocat, von dem Sie sprachen, wie hieß er doch, der Agent für das Grundstück ist?"

„Glaßford, Sir — Glaßford vom Temple," entgegnete Borthwick.

„Der muß doch wissen, wo er ist denn Sie sagten

ja, er habe an ihn geschrieben oder wolle an ihn schreiben, um die Ratification des Verkaufs zu bewirken.“

„Ja, ich glaube, seine Agenten wissen es,“ antwortete Borthwick, „wenigstens wissen sie einen Weg, auf dem zu ihm zu gelangen ist, weil er schon seit langer Zeit gewünscht hat, daß das Grundstück verkauft werden möchte, sobald sich ein Käufer fände, und deßhalb hat er eine gewisse Verabredung getroffen, in deren Folge Sie mit ihm verkehren können, wenn darüber verhandelt werden soll. Aber nicht so gewiß ist, ob sie Jemandem anders die Adresse mittheilen werden. Höchstwahrscheinlich hat er ihnen dies streng verboten, und sie werden sich daher bloß erbieten, Briefe oder sonstige Aufträge selbst an ihn zu besorgen.“

„Das ist allerdings nicht unmöglich,“ antwortete Gaston, „indessen, sobald Sie eine Antwort bekommen, von welcher Art dieselbe auch sein möge, so schicken Sie mir dieselbe zu; Laval und ich werden dort Instruction zurücklassen, wohin sie mir nachgeschickt werden soll, im Fall ich wieder fort wäre. Und nun, Borthwick, vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gestern sagte — betreiben Sie die Arbeit nicht zu rasch. Nehmen Sie einige Leute weg und stellen Sie sie wo anders hin. Zaudern Sie, so viel Sie können, bis Sie wieder von mir hören.“

„Es soll geschehen,“ sagte der fügsame Borthwick;

„Sie können sich darauf verlassen, Sir. Es wird recht gut angehen, wegen Mangels an Steinen und dergleichen die Arbeit ein wenig ruhen zu lassen. Ueberdies wurden gestern zwei von den Steinbrechern durch eine Explosion getödtet und einem Dritten das Bein gebrochen, so daß wir vor der Hand durchaus keinen Ueberfluß an Arbeitern haben."

„Das trifft sich sehr glücklich," bemerkte Gaveston; „also, lieber Borthwick, die Sache ist abgemacht. Nun muß ich aber eilen, denn mein Geschäft ist sehr dringend."

„Aber an das kleine Feldgrundstück haben Sie wohl nicht wieder gedacht?" sagte Borthwick.

„O, an das Feld! — ja wohl habe ich daran gedacht," sagte Mr. Gaveston. „Ich hatte es nur für den Augenblick außer Acht gelassen, denn es war mit eins von den Dingen, wegen deren ich Sie zu sprechen wünschte. Sie sollen es bekommen, Borthwick, und zu den von Ihnen vorgeschlagenen Bedingungen. Sie können das darauf stehende Häuschen schon morgen wegreißen, wenn Sie wollen, und ganz nach Belieben verfahren. Wenn Sie vielleicht eine Art Contract darüber aufsetzen wollen, so thun Sie es und schicken Sie mir ihn nach. Ich werde ihn sogleich unterschreiben und remittiren. Es ist für Sie vielleicht wünschenswerth."

„Ich danke Ihnen, Sir,“ sagte Borthwick, durch diese unerwartete Freigebigkeit angenehm überrascht und nicht ahnend, daß Mr. Gaveston etwas verschenkte, was nicht mehr zu seiner Verfügung stand. „Ich werde es thun, Sir, da Sie so gütig sind. Es ist besser, so etwas schriftlich zu machen, es ist um's Lebens und Sterbens willen.“

„Nun, so leben Sie wohl, Borthwick,“ sagte Mr. Gaveston, indem er sein Pferd in Trab setzte; „Sie sollen von mir hören, sobald ich den Mann ausfindig gemacht habe. Bis dahin — verstehen Sie?“

„O vollkommen, Sir,“ sagte Borthwick. „Guten Morgen, Sir, angenehme Reise.“

Und der vergnügte Straßenmeister lenkte sein Pferd in die Richtung nach dem so eben erworbenen Felde, wo er sogleich Befehl gab, das Haus abzutragen, den Zaun zu repariren und dergleichen, worauf er nach Hause trabte, sein Pferd in den Stall brachte und die Urkunde aufzusetzen begann, welche Mr. Gaveston an sein Wort binden sollte, wobei er während dieses Geschäfts vor sich hin murmelte: „Schwarz auf Weiß muß man haben; er ist auf verteufelt guter Laune, aber der Wind kann auch bald aus einer andern Richtung wehen, und was sein Wort betrifft, so gebe ich nicht so viel dafür!“ und er spritzte die Dinte aus seiner Feder auf den Fußboden. „Nein, nein, Schwarz auf

Weiß muß man haben! Uebrigens kann ich nicht recht begreifen, was er für eine Absicht hat, daß Remorden's Grundstück unberührt bleibe. Was den Preis betrifft, so ist das dummes Zeug, denn was macht er sich aus den öffentlichen Geldern!" Und Mr. Borthwick mußte fast laut auflachen. — „Indessen, mich geht die Sache nichts an; ich habe dabei mein Feldgrundstück bekommen und das ist für mich genug. Es müßte ein schlimmer Wind sein, der Niemandem etwas Gutes zuwehete; also Schwarz auf Weiß," und so abwechselnd sprechend und schreibend, verbrachte der würdige Straßenmeister die Stunden bis zum Mittagessen sehr angenehm, wo er dann zu Ehren seiner neuen Acquisition ein paar Glas mehr als gewöhnlich trank. Nach einem behaglichen Schläfchen beschloß er den Tag durch eine Partie Puff mit seiner lieben Gattin und ließ die Straßen weislich für sich selbst sorgen.

Mittlerweile setzte Mr. Gaveston seinen Ritt nach London so schleunig als möglich fort, und wenn ihn auch nicht gerade der Teufel jagte, wie Mr. Jeremias behauptet hatte, so trieb ihn doch etwas in seiner eigenen Brust, was nicht im Mindesten freundlicher und angenehmer war. Da er nicht mit den Reisenden zusammenzutreffen wünschte, welche sein Haus an diesem Morgen verlassen hatten, so machte er einen kleinen Umweg durch einige Nebenstraßen und kam dann einige

Meilen vor ihnen wieder auf die große Straße. Als seine Stute müde zu werden begann, übergab er sie der Obhut eines zuverlässigen Hausknechts in einem Gasthofe, wo er einzukehren gewohnt war, bestieg dann einen der nach London fahrenden Personenwagen und setzte auf diese Weise seine Reise weiter fort.

Obschon es ziemlich spät war, als er ankam, war er doch nicht sobald abgestiegen, als er sich nach einem gewissen Leinenwaarengeschäft nicht weit von Temple Bar begab. Hier pochte er an die Hausthür — denn der Laden war schon geschlossen — und fragte, ob er Mistreß Walker sprechen könne. Man antwortete bejahend, er trat ein und ward in ein Hinterzimmer gewiesen, wo er diese Dame antraf, welche sich eben nach den Strapatzen des Tages durch ein Dutzend Austern und eine Kanne Porterbier erfrischte.

„Gehorsamster Diener, Mistreß Walker," sagte er. „Wie geht es Ihnen?"

„Mein Himmel, Mr. Godfrey!" rief die Dame, indem sie die Augen mit der Hand beschattete, um sein Gesicht deutlicher zu sehen; „wer in aller Welt hätte geglaubt, daß Sie mich besuchen würden!"

„Es ist allerdings einige Zeit her, seitdem wir uns nicht gesehen haben. Wie ist es denn Ihnen immer gegangen?"

„La, la, Mr. Godfrey," entgegnete die Dame,

„ich habe kein großes Glück gemacht, aber auch gerade kein Unglück gehabt. Aber Sie, Sir, sind viel dicker geworden, als Sie sonst waren."

„Daran ist das faule Leben Schuld, glaube ich, Mistreß Walker; ich mache mir jetzt nicht mehr so viel Bewegung wie sonst. Doch ich bin gekommen, um Sie zu fragen, ob Sie mir etwas von einer Person sagen können, die ich, wie ich mich schäme zu gestehen, seit einiger Zeit ganz aus den Augen verloren habe; es sind aber Umstände eingetreten, die mich abgehalten haben, das zu thun, was ich gern für sie gethan hätte. Sie wissen natürlich, wen ich meine?"

„Julia Clerc?" antwortete Mistreß Walker.

„Ganz recht," sagte er. „Ich fürchte, sie hat sich recht kümmerlich durchschlagen müssen. Haben Sie in der letzten Zeit etwas von ihr gehört?"

„Ja, allerdings," antwortete Mistreß Walker. „Vor ungefähr einem Jahre traf ich sie zufällig, denn hierher ist sie schon seit drei oder vier Jahren nicht mehr gekommen. Eine Zeitlang fragte sie von Zeit zu Zeit nach, ob Sie vielleicht etwas für sie abgegeben hätten; da wir aber nichts von Ihnen hörten, so blieb sie allmählig weg und ich war neugierig, was aus ihr geworden sei, als ich eines Tages vergangenen Sommer, während ich nach Brompton ging, um eine Schwester von mir zu besuchen, die daselbst ein Logis gemiethet,

um sich nach einer überstandenen Krankheit durch die Landluft zu stärken, diese Julia Clerc an der Thür eines Ladens in Knightsbridge stehen sah."

„Was machte sie denn dort?" fragte Mr. Gaveston. „Wohnt sie da?"

„Ja wohl," entgegnete Mistreß Walker, „sie hat dort einen kleinen Schnittwaarenkram etablirt und befindet sich dabei recht wohl, wie sie mir sagte. Was das Kind betrifft, so —"

„Aber wer zum Teufel hat sie denn in diesen Laden gesetzt?" unterbrach Mr. Gaveston. „Sie selbst hat nicht das Geld dazu gehabt."

„O bewahre, nein," entgegnete Mistreß Walker. „Es ging ihr eine Zeitlang sehr schlecht und sie sah sich der größten Noth preisgegeben, das weiß ich, denn sie kam zu mir und bat mich, ihr einige Arbeit mit nach Hause zu geben, denn hierher kommen konnte sie wegen des Kindes nicht. Mit Einem Worte, sie mußte zuletzt mit ihrem Kinde Hunger leiden, aber, wie man zu sagen pflegt, wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten, und so war es auch mit ihr. Als sie sich nämlich bis zur äußersten Verzweiflung getrieben sah, ging sie auf eine der Brücken und wollte mit ihrem Kinde in's Wasser springen. Aber es sollte nicht sein. Ein Herr hielt sie gerade noch Zeit genug zurück und rettete Beide vor dem nassen Tode."

„Und nahm sie mit zu sich, um etwas für seine Mühe zu haben?“ sagte Mr. Gaveston.

„O nein,“ entgegnete Mistreß Walker, „das that er nicht. Sie erzählte ihm ihre Geschichte, und er hatte Mitleiden mit ihr und gab ihr die Mittel, ihren Schnittkram anzufangen, so daß sie sich, wie ich schon sagte, mit ihrem Kinde ganz gut nährt.“

„Hm!“, sagte Mr. Gaveston, die Lippen zusammenkneifend, denn er hätte lieber einen weniger günstigen Bericht von Julia's Umständen gehört. „Und da ist sie wohl noch?“ sagte er.

„Das letzte Mal, als ich dort vorbei ging, war sie noch da, und ich zweifle nicht, daß Sie sie dort finden werden,“ entgegnete Mistreß Walker. „Sie schien sehr glücklich und zufrieden zu sein und sagte, ihr Freund, Mr. Simpson, wolle das kleine Mädchen nächstens in eine gute Schule bringen.“

„Mr. Simpson?“ wiederholte Mr. Gaveston. „Wer ist Mr. Simpson?“

„Das ist der Herr, der ihr das Leben gerettet und ihr die Mittel zu ihrem jetzigen Erwerbe gegeben hat,“ antwortete Mistreß Walker.

„Simpson!“ wiederholte Mr. Gaveston noch einmal, „was ist das für ein Simpson?“

„Ich weiß nicht genau, wer er ist,“ antwortete Mrß. Walker. „Sie sagte, es wäre ein schon bejahrter

Mann und Kaufmann. Es ist mir, als hätte sie gesagt, er besäße eine große Weinhandlung in der City."

Mr. Gaveston stieß seinen Stuhl zurück, stand schnell auf und ergriff seinen Hut.

„Mein Gott, Sir, so eilig!" rief Mistreß Walker, welche es sehr gern sah, wenn bei ihrem Abendbrote Jemand da war, mit dem sie schwatzen konnte. „Setzen Sie sich doch; vielleicht haben Sie Appetit zu einem Glas Grog?"

„Nein, heute Abend nicht, ich danke," entgegnete Mr. Gaveston in eiligem Tone. „Es ist spät und ich habe noch Geschäfte zu besorgen. Gute Nacht, Mistreß Walker. Auf der rechten Seite, sagten Sie?"

„Ja, Sir, auf der rechten Seite, ungefähr auf der Hälfte des Weges zwischen dem Schlage und der Kaserne, obschon, dächte ich, der Kaserne etwas näher, als dem Schlage. — Lieber Himmel, Sir, warten Sie doch, daß ich Ihnen leuchten kann — rennen Sie nicht so; Sie werden in der Hausflur über die Katze stolpern!" — eine Vorhersagung, welche, wie ein lautes Kreischen der Katze unmittelbar darauf verrieth, in Erfüllung ging, ehe sie noch vollständig ausgesprochen war.

„Bobby! Bobby, armer Bobby!" rief Mistreß Walker, indem sie mit dem Lichte hinter Mr. Gaveston herstürzte, welcher, ohne sich um sie oder Bobby zu kümmern, aus dem Hause hinausschoß und die Thür

hinter sich zuschlug, ehe sie noch ordentlich über die Schwelle des Zimmers gekommen war.

„Na, das muß ich sagen!“ rief Mistreß Walker, „man sollte glauben, der Teufel jage diesen Mann! Armer Bobby — hat er Dich auf den Schwanz getreten?“ Und mit diesen Worten hob sie den Kater in die Höhe und trug ihn in das Zimmer, wo sie ihn durch zärtliche Liebkosungen und etwas kleingehackte Leber, sich selbst aber mit einem tüchtigen Glas-Grog tröstete.

Binnen weniger als einer halben Stunde nach diesem übereilten Abschiede von dem Leinenwaarengeschäft, hätte man Mr. Gaveston durch den Schlag am Westend von Piccadilly mit einem Schritte eilen sehen können, welcher die sowohl von Mr. Jeremias als auch von Mistreß Walker ausgesprochene Vermuthung zu bestätigen schien. Dasselbe wäre mit dem Ausdrucke seines Gesichtes der Fall gewesen, wenn es nicht die Dunkelheit den Blicken des Forschers entzogen hätte. Die wenigen Fußgänger, die an ihm vorüber kamen, sahen sich verwundert um, erschrocken über die seltsame Erscheinung, die mit so außerordentlicher Schnelligkeit an ihnen vorbeifegte, und wenn der Schimmer einer Laterne zufällig auf das Gesicht fiel, gesellte sich zu diesem Erstaunen noch ein an Furcht grenzendes Gefühl. Sein Rock und seine Weste, die er aufgeknöpft, um sich Luft zu machen, flatterten im Winde zurück

und ließen die breite Brust seines Hemdes sehen, während er in der einen Hand seinen Hut und in der andern ein weißes Taschentuch trug, mit welchem er fast jede Minute den Schweiß abwischte, der in schweren Tropfen seine Stirn herabrann.

„Er muß ein entsprungener Tollhäusler sein,“ sagten die Leute, an welchen er vorüber kam. „Es wäre am Ende Christenpflicht, ihm einen Nachtwächter nachzuschicken, damit er nicht sich selbst oder Jemandem anders ein Leids zufüge.“

Als er die Mauer hinter sich und die Stelle erreicht hatte, wo eine Reihe kleiner Kaufläden die Straße einfaßten, ging er langsamer und begann die Namen über den Thüren zu lesen, um bei dem unvollkommenen Lichte den zu entdecken, welchen er suchte. Es dauerte auch nicht lange, so las er die Worte: „Julia Clerc, Schnittwaarenhandlung,“ über einer Ladenthür, wobei er zugleich das Vergnügen hatte, ein Licht an dem Fenster eines Zimmers im obern Stock zu bemerken. Es war ein kleines, niedriges Haus, welches nur aus dem Laden mit einer kleinen Stube dahinter und zwei kleinen Zimmern darüber bestand. Die Läden des Kaufgewölbes waren geschlossen, eben so die der Thür, deren obere Hälfte von Glas war; an den Fenstern oben, wo man das Licht sah, befanden sich keine Läden,

sondern ein Musselinvorhang schirmte das Innere vor neugierigen Blicken.

„Ich möchte wissen, ob sie allein wohnt,“ dachte Gaveston und blieb einen Augenblick stehen, um sich das Haus von außen zu betrachten, dann hob er den Thürklopfer und that einen einzelnen kräftigen Schlag. Gleich darauf verschwand das Licht an dem Fenster oben, und eine Minute später fragte eine Stimme von innen, wer da sei.

„Oeffnen Sie die Thür, Julia, und Sie werden es sehen,“ entgegnete Mr. Gaveston.

„Mr. Simpson!“ rief sie, als sie sich von einer männlichen Stimme mit ihrem Taufnamen angeredet hörte, denn ihre Nachbarn waren gewohnt, sie Mistreß Clerc zu nennen — „mein Gott, was wollen Sie denn noch so spät?“ und mit diesen Worten zog sie die Riegel zurück und schloß die Thür auf.

Mr. Gaveston trat hinein, zog hinter sich die Thür zu und stand vor ihr.

„Gütiger Himmel, Mr. Godfrey!“ rief sie.

„Ja, Julia,“ entgegnete er, „ich kann mir wohl denken, daß Sie überrascht sind — ich bin es allerdings,“ und er nahm ihre Hand liebreich zwischen die seinen.

„Es ist so unerwartet,“ sagte sie, indem sie sich an die Wand lehnte, „daß ich — daß ich nicht weiß,

wie mir wird —“ und sie hielt ihre Hand vor die Augen, während die Thränen, die aus ihren Augen flossen, ihre innere Aufregung verriethen.

„Kommen Sie,“ sagte er, indem er sie mit seinem Arme stützte, „kommen Sie herein und setzen Sie sich. Wir haben viel mit einander zu besprechen,“ und indem er dies sagte, führte er sie in das Stübchen hinter dem Laden, setzte sie auf einen Stuhl und sich neben sie.

„Sie werden mich für sehr gefühllos gehalten haben,“ sagte er, „und obschon ich für meine anscheinende Nachlässigkeit mehr Entschuldigungen habe, als Sie vielleicht glauben, so kann ich mich doch nicht ganz von Schuld freisprechen. Aber die Welt, Julia, die Welt hat an Männer in meiner Stellung so viele Ansprüche, wir werden so sehr da und dort hingezogen, nur nicht dahin, wohin unsere Neigungen uns leiten, daß wir oft Frauen, welche so etwas nicht zugeben wollen oder können, viel schlimmer erscheinen, als wir wirklich sind. Aber es kommt, glaube ich, für jeden Mann eine Zeit, wo er entweder durch Alter und Nachdenken, oder durch Täuschung und Lebensüberdruß zur Einsicht kommt und dann sieht, wie leer und hohl die Freundschaft der Welt ist. Dann fühlt er sich mächtig getrieben, zu seinen früheren Herzensneigungen, als dem besten und zuverlässigsten Troste für seine alten Tage, zurückzukehren.“

Bei den Worten „alte Tage“ hob Julia ihre Augen zu seinem Gesichte empor, denn Mr. Gaveston stand noch in der Blüthe des Lebens.

„Sie machen ein verwundertes Gesicht, meine liebe Julia,“ sagte er, „daß ich auf diese Weise spreche; aber obschon ich noch nicht alt bin, so habe ich doch das Leben nach vielen Seiten hin kennen gelernt und mit so vielen getäuschten Erwartungen zu kämpfen gehabt, daß dadurch dieselbe Wirkung auf mich herbeigeführt worden ist, wie bei Anderen durch den Verlauf langer Jahre. Indessen,“ setzte er hinzu, indem er seinen Arm um sie schlang und sie an sich zog, „was auch die Ursache sein mag, so brauchen wir nicht die Zeit damit zu verschwenden, sie aufzusuchen; die Wirkung sehen Sie — sie hat mich zu Ihnen zurückgebracht.“

Diese beredte Anrede konnte Julia nur durch ihre Thränen beantworten. Alles, was er sagte, konnte sehr wahr sein, sie kannte die Welt zu wenig, um zu beurtheilen, ob es wahr sei oder nicht, auf alle Fälle war es außerordentlich rührend. Er war ihre erste und einzige Liebe (denn in Mr. Dyson's Arme waren sie durch die Noth und Gavestons Kunstgriffe, keineswegs aber durch ihre eigene Neigung getrieben worden) und er war der Vater des Kindes, welches sie anbetete, welches der Segen ihrer in Armuth und Verlassenheit ver=

lebten Vergangenheit gewesen und jetzt in ihren glücklicheren Tagen der Stolz und die Wonne ihres Herzens war. —

„O!“ rief sie, „wie sehr wünschte ich, Julia wäre zu Hause!“

„Sie ist also nicht zu Hause,“ sagte Mr. Gaveston, indem er sich umsah.

„Nein, sie ist in der Schule,“ antwortete die Mutter; „in einer sehr guten Schule in Putney, wohin sie ein guter Freund von mir gebracht hat.“

„Ein Freund, Julia!“ sagte Mr. Gaveston mit überraschter Miene, die zugleich einen Anflug von Eifersucht hatte. „Ich will doch nicht hoffen, daß es ein Liebhaber ist?“

„O nein,“ antwortete sie, „es ist ein bejahrter, gesetzter Mann, der über dergleichen Dinge hinaus, aber wohl einer der besten Menschen ist. Er hat mir die Mittel zu meinem kleinen Etablissement vorgeschossen und ist immer gütig gegen mich gewesen wie ein Vater. Auch hat er mir versprochen, für Julia zu sorgen, wenn mir vielleicht etwas begegnen sollte; was mir natürlich zu großer Beruhigung gereicht, denn ich dachte oft daran, was wohl aus dem armen Kinde werden sollte, wenn ich stürbe und es dann auf der ganzen Welt keinen Freund hätte.“

„Sagen Sie das nicht,“ sagte Mr. Gaveston in

vorwurfsvollem Tone. „Julia hat einen Vater und wird niemals die Hilfe dieses Mr. Si — wie heißt er eigentlich?“

„Ich habe seinen Namen nicht genannt,“ sagte Julia.

„Nicht?“ sagte er. „Ich dachte, Sie hätten ihn genannt. Wie heißt er?“

„Er heißt Simpson,“ antwortete sie; „John Simpson — er hat eine Weinhandlung in der City.“

„Haben Sie ihn kürzlich gesprochen?“ fragte er.

„Seit einiger Zeit nicht,“ antwortete sie, „deßwegen glaubte ich auch, er wäre es, als ich Sie hörte, obschon er niemals so spät gekommen ist. Ich hoffe jedoch, ihn morgen hier zu sehen. Wenn er mich besucht, so geschieht es gewöhnlich Sonntags, und ich möchte ihn gern Ihnen vorstellen.“

„Morgen, Julia, bin ich schon viele Meilen von hier fort,“ entgegnete Mr. Gaveston, „und dies bringt mich auf den Zweck dieses Besuchs. Ich gehe auf einige Zeit in's Ausland und komme, Sie zu bitten, mich zu begleiten.“

„Mich!“ rief Julia erstaunt.

„Ja,“ entgegnete er. „Sie. Sie werden es mir doch nicht abschlagen?“

„Aber Ihre Gattin?“ sagte sie. „Mr. Dyson sagte mir, Sie wären verheirathet.“

„Mr. Dyson!“ rief Mr. Gaveston, „wann haben Sie Mr. Dyson gesprochen?“

„Vor nicht vielen Monaten,“ entgegnete sie. „Er sah mich, als er eben in einer Personenkutsche vorüberfuhr, und stieg ab, um mit mir zu sprechen. Er sagte, er sei seit der Zeit, wo er Miß Jones in's Ausland begleitete, nach England gekommen, und er sagte mir eben, daß Sie sich verheirathet hätten.“

„Das war Alles?“ fragte Mr. Gaveston. „Theilen Sie mir Alles mit, was er Ihnen sagte.“

„Ich fragte ihn wegen Miß Jones,“ fuhr Julia fort.

„Nun?“ sagte Mr. Gaveston begierig, „was sagte er von dieser?“

„O, er habe sie sehr gut angebracht; sie sei an einen vornehmen Mann — ich glaube, er sagte, einen Herzog, in Paris verheirathet.“

„An einen Herzog in Paris!“ wiederholte Mr. Gaveston.

„Ja,“ antwortete Julia. „Haben Sie das noch nicht gewußt?“

„Nein,“ antwortete Mr. Gaveston, „ich habe niemals erfahren können, was aus ihr geworden war. Ich hörte von der Stunde an, wo sie fortgingen, weder von ihr noch von Dyson etwas, und glaubte, sie wären noch irgendwo beisammen. Und was sagte er sonst noch?“

„Die Hauptsache, die er wünschte,“ antwortete Julia, „war ein Testament, welches er, wie er sagte, in einem seiner alten Röcke stecken gelassen; und er bat mich, darnach zu suchen. Ich kann es aber nicht finden. Der Mann, bei welchem ich die Kleider verpfändet hatte, hat sie verkauft und konnte mir keine Auskunft darüber geben.“

„Und wissen Sie, wo Dyson jetzt ist?“ fragte Mr. Gaveston.

„Er ist wieder im Auslande,“ sagte sie. „Er kam gerade den Tag zuvor, ehe er abreis'te, wieder hierher, um zu fragen, ob ich das Testament gefunden hätte, und sagte, er sei eben auf dem Wege nach Paris, und wenn ich etwas davon hörte, so sollte ich ihm unter der Adresse des Obersten Jones poste restante schreiben; auch trug er mir auf, dem Pfandleiher zu sagen, daß er, wenn er das Testament fände, reichlich belohnt werden sollte.“

„Und haben Sie ihm das gesagt?“ fragte Gaveston begierig.

„Noch nicht,“ sagte sie. „Ich kann nur selten aus dem Laden fort. Sobald mir es aber möglich ist, will ich hingehen.“

„Und können Sie mir nicht den Namen des Herzogs sagen, an den, wie er sagte, Ma — Miß Jones, — wollte ich sagen, verheirathet ist?“

„Nein," antwortete Julia, „ich glaube nicht, daß er diesen Namen erwähnte."

Hier trat eine Pause in der Unterredung ein, während welcher Gaveston beschäftigt war, seine Lage zu überdenken und so genau, als es die kurze Zeit gestattete, die Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Handlungsweisen, welche ihm offen standen, zu berechnen.

Eins war ihm vollkommen klar, nämlich, daß Julia auf irgend eine Weise aus dem Wege geschafft werden müsse. Der Kettenglieder, welche sie durch ihn selbst, durch Mr. Dyson, Mabel, Mr. Simpson und den Juden mit dieser Angelegenheit verknüpften, waren zu viele, als daß ihre Existenz für die seine nicht außerordentlich gefährlich hätte sein sollen. Er konnte vielleicht einen Versuch machen, sich ihres Schweigens zu versichern; aber dies war ein Risiko, auf welches er es nicht ankommen lassen durfte. Erstens konnte er, selbst wenn er ihrer Zustimmung vollkommen sicher gewesen wäre, ihr Schweigen nicht erkaufen, ohne ihr das Interesse auseinander zu setzen, welches er an dem Handel hatte, und dies war so gefährlich, daß er nicht daran denken konnte. Ein sicherer Weg wäre gewesen, sie durch Güte und Freundlichkeit gegen sie und das Kind an sich zu fesseln; aber er konnte sich in Bezug auf eine Handlungsweise, die seiner Natur so fremd war, nicht auf sein eigenes Temperament und seine Ausdauer

verlassen. Ueberdies konnte sie in beiden Fällen doch einmal, wenn es der Zufall wollte, Isaak Lecky in den Weg kommen und dann zu einer Aussage vor Gericht gezwungen werden. Hätte er um ihre vertraute Bekanntschaft mit Susannen gewußt, so würde er noch weit stärkere Gründe wahrgenommen haben, ihre Lippen auf wirksame Weise zu verschließen, aber davon wußte er zur Zeit noch nichts.

„Was!“ sagte er endlich, „wohnen Sie hier ganz allein?“

„Ja.“ antwortete sie, „ganz allein, jetzt, da Julia in der Schule ist. Sie fehlt mir sehr.“

„Also ist jetzt gar Niemand bei Ihnen im Hause? Wir sind jetzt ganz allein?“ sagte er, indem er sich im Zimmer umsah.

„Ganz allein,“ sagte sie. „Aber warum fragen Sie? Wünschen Sie etwas?“

„Nein,“ antwortete er; „ich dachte nur, es könnte vielleicht Jemand unser Gespräch hören.“

„Das ist unmöglich,“ antwortete sie.

Mr. Gaveston stand auf und schritt im Zimmer auf und ab, und indem er dies that machte er die Thür zu, welche aus dem Stübchen in den Laden führte. Der Entschluß, den er fassen mußte, war schwierig. Es war keine Zeit zu verlieren — keine Stunde; er konnte nicht lange in London verweilen und eben so

wenig wagen, Julia zurückzulassen. Was ihn selbst betraf, so mußte er sich sofort auf den Weg machen, um den Besitzer des Herrenhauses ausfindig zu machen, und sich bemühen, ihn abzuhalten, einen Handel zu ratificiren, an dessen Rückgängigwerden er das größte Interesse hatte, und wenn er ihr erlaubte, zu bleiben, wo sie war, so konnte schon der nächste Tag ein verderbliches Zusammentreffen von Umständen herbeiführen.

Es waren nur zwei Auswege übrig: entweder mußte er den gegenwärtigen Augenblick benutzen, oder sie bewegen, mit ihm sofort nach dem Continent abzureisen, wo er dann, je nach den Umständen, seine weitere Handlungsweise bestimmen konnte.

Zu Gunsten des ersten Ausweges sprachen sehr viele Gründe. Es gab auf der Welt nur zwei Personen, die gleichzeitig von seinem Verhältnisse zu Julia und von seinem wahren Namen und Stande unterrichtet waren, und diese waren Mabel und Mr. Dyson, die beide, wie er glaubte, nicht zu fürchten waren. Mabel kehrte, wenn das, was er von ihr gehört hatte, sich als wahr erwies, wahrscheinlich niemals nach England zurück, oder wenn sie ja zurückkam, so wahr es nicht wahrscheinlich, daß sie nach dem Schicksale einer so obscuren und ihr nur flüchtig bekannt gewordenen Person, wie Julia, forschen würde; was Mr. Dyson betraf, so waren Gründe vorhanden, die gewichtig genug waren,

ihm Schweigen aufzuerlegen. Die Stunde, die Einsamkeit — Alles war ihm günstig; Niemand wußte, daß er hier in diesem Hause war, ja, außer den Leuten im Hotel und Mistreß Walker wußte sogar Niemand, daß er in London anwesend war. Aber Mistreß Walker wußte es doch, und sie wußte auch, daß er sich bei ihr nach Julia's Wohnung erkundigt hatte. Allerdings kannte sie ihn als Mr. Godfrey, aber sie kannte auch seine Person, und man konnte nicht wissen, welcher Zufall ihr weitere Aufklärung verschaffen würde. Er mußte daher dieses Hinderniß wohl gegen die Begünstigungen abwägen.

Was den zweiten Ausweg — Julia sofort mit in's Ausland zu nehmen — betraf, so waren hier viele Schwierigkeiten zu überwinden — die Nothwendigkeit der sofortigen Abreise, der natürliche Widerwille, den sie gegen eine Reise empfinden würde, die sie unternehmen sollte, ohne vorher Mr. Simpson von allen Umständen in Kenntniß gesetzt zu haben, ihre Kenntniß von seiner Verheirathung und endlich die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen konnten, wenn er sie im Auslande wieder los zu werden wünschte, besonders nachdem er, wie dies unvermeidlich geschehen mußte, in ihrer Gesellschaft gesehen worden war. Alle diese Rücksichten mußten erwogen und in so kurzer Zeit sein Entschluß gefaßt werden.

Während er so im Zimmer auf und ab schritt, war auch Julia in tiefes Nachdenken versunken. Sie überlegte seinen Vorschlag, ihn zu begleiten, und war neugierig, was er damit meine, ob er ihn wiederholen würde und was sie sagen solle.

Sie saß mit dem Gesichte nach dem Kamin gewendet, wo etwas noch glühende Asche auf dem Roste glimmte. Das einzige Licht, welches außerdem das Zimmer erleuchtete, war die Kerze, welche sie von oben mit herunter gebracht, als sie die Thür zu öffnen kam und welches jetzt mit flackerndem Docht, der die eine Seite mit einem Canal durchfurchte, auf dem Tische stand, auf welchem auch der Arm ruhte, der ihren Kopf stützte. Sie war noch jung und sehr hübsch und trotz aller an ihr verübten Schändlichkeiten harmlos und zutraulich, und nur ein grausames Herz konnte mit dem Gedanken umgehen, das arme Leben zu rauben, welches so lange mit so vielen Leiden gekämpft und endlich einen kleinen Hafen der Ruhe gefunden — welches den Plan fassen konnte, ihr Blut an ihrem eigenen Heerde zu vergießen und den Leib, den der Verräther noch vor wenigen Augenblicken an seine Brust gedrückt, dem kalten Tode in die Arme zu schleudern.

Aber die Zeit drängte; so oft er sich umdrehte, fiel sein Auge auf sie — er steckte die Hand in die Tasche und zog ein Rasirmesser und sein Taschentuch

heraus — er nahm das Tuch in die linke Hand und das Rasirmesser in die rechte, und bei jedem Gange kam er ihrem Stuhle unmerklich näher.

Sie rührte sich nicht, denn sie war noch tief in Gedanken versunken und überlegte die Wirkung, welche ihre Einwilligung oder Weigerung auf das künftige Schicksal der kleinen Julia haben würde.

„Das nächste Mal,“ dachte er und kam ganz nahe an sie heran. In diesem Augenblicke hörte man die Klinke der äußeren Thür sich öffnen, welche nach Mr. Gaveston's Eintritte nicht wieder verriegelt worden war. Julia sprang von ihrem Stuhle auf — Mr. Gaveston steckte schnell Tuch und Messer in die Tasche.

„Wer ist da?“ rief sie, indem sie die Thür des Zimmers öffnete.

„Ich bin es, Mistreß Clerc,“ sagte der Nachtwächter, indem er mit seiner Laterne in der Hand herein- trat. „Seit dem Einbruche probire ich alle Abende, wenn es Zwölfe schlägt, sämmtliche Thüren. Die Ihrige ist nicht verschlossen. Aber ich bitte um Verzeihung,“ setzte er hinzu, indem er Mr. Gaveston bemerkte, „ich wußte nicht, daß Sie Gesellschaft hätten.“

Am folgenden Tage, als am Sonntage, blieben die Läden an Mistreß Clercs Gewölbe natürlich geschlos- schlossen; als aber Montag und Dienstag kam und sie immer noch nicht geöffnet wurden, begannen die Nachbarn

neugierig zu werden, und endlich öffnete man die Thür und untersuchte das Haus, und nachdem man sich von ihrer Abwesenheit überzeugt, suchte man zu erforschen, was aus ihr geworden sei.

Niemand, außer dem Nachtwächter, vermochte einiges Licht über die Sache zu verbreiten; er wußte aber auch weiter nichts, als daß er vorigen Sonnabend Nachts zwölf Uhr einen Herrn bei ihr getroffen und daß er nach dieser Zeit ungefähr gegen zwei Uhr einem Manne und einer Frau begegnet, welche mit raschen Schritten in der Richtung nach Hyde Parkthor gingen und welche er geneigt war, für Mistreß Clerc selbst und den fraglichen Herrn zu halten.

Alle ferneren Nachforschungen führten zu keinerlei Aufschluß, und das Verschwinden der Julia Clerc blieb für die würdigen Bewohner von Knights Bridge ein Gegenstand der Verwunderung und immerwährendes Geheimniß.

Achtes Kapitel.

Mr. Cripps macht eine unangenehme Entdeckung und tritt eine Reise nach Paris an.

Als Mr. Cripps fand, daß seine zweite Tochter, Miß Livia, im Begriff stand, dem Beispiele ihrer Schwester zu folgen und seine Familie durch ein zweites vornehmes Bündniß zu adeln, bedachte er, daß solche Ehren nicht umsonst zu haben seien und daß die zunächst bevorstehende abermals mit funfzigtausend Pfund bezahlt werden müßte.

Die Ausbezahlung von hunderttausend Pfund in so kurzer Zeit machte natürlich eine ernsthafte Verminderung seines Einkommens aus und es wurden einige Arrangements nöthig, wegen deren er sich mit seinem Anwalt berathen mußte. Da er zufällig an dem Tage, wo er den Brief seiner Tochter erhielt, worin diese ihn um seine Einwilligung zu ihrer Vermählung mit dem

Obersten bat, in der Stadt war, so benutzte er diese Gelegenheit, um sich gleich in den Temple zu begeben und die Sache zu besprechen.

„Schon wieder eine Heirath,“ rief Mr. Glaßford, „und so bald! Sie sind wirklich ein glücklicher Mann, Mr. Cripps. Ich habe auch drei heirathsfähige Töchter, aber ich finde nicht, daß sie so schnell abgehen.“

„Ja, wenn der Knoten einmal reißt, so reißt er ordentlich,“ bemerkte Mr. Cripps. „Es ist Schade, daß Jemmy noch nicht alt genug ist, um heirathen zu können. Ich glaube, der Graf würde unter seinen vornehmen Bekannten sehr bald einen Mann für sie finden.“

„Ah, der Herr, welchen Miß Livia im Begriff steht, glücklich zu machen, ist ein Freund von dem Grafen, nicht wahr?“ sagte Mr. Glaßford.

„Ein ganz specieller Freund,“ antwortete Mr. Cripps; „sie sind wie Brüder mit einander, wie Livia mir schreibt.“

„Das ist für alle Theile sehr angenehm,“ bemerkte der Advocat.

„Ja wohl,“ sagte Mr. Cripps; „sobald die Trauung vorüber ist, wollen sie alle mit einander nach dem Schlosse des Grafen in Siebenbürgen reisen.“

„Wohin?“ sagte Mr. Glaßford.

„Nach Siebenbürgen,“ entgegnete Mr. Cripps.

„Ei der Tausend! das ist ziemlich weit," sagte Mr. Glaßford.

„Es ist da um Italien herum, nicht wahr?" sagte Mr. Cripps.

„Das gerade nicht," antwortete Mr. Glaßford, „es ist an der ungarischen Grenze."

Diese Erläuterung war freilich keineswegs geeignet, Mr. Cripps in Bezug auf die Lage, welche das Schloß seines Schwiegersohnes einnahm, mehr Licht zu geben.

„Darf ich fragen, wie der Graf heißt, denn ich habe zufällig die Vermählungsanzeige in der Zeitung nicht gelesen."

„Sie stand in der Zeitung," sagte Mr. Cripps, „aber erst, nachdem die Trauung stattgefunden hatte, denn der Graf fürchtete, der Kaiser von Oesterreich werde sich einmischen und die Sache rückgängig machen, um ihn mit einer seiner eigenen Nichten zu verheirathen."

„Wirklich!" sagte Mr. Glaßford, „wie heißt er?"

„Er heißt Ruckaleny," entgegnete Mr. Cripps.

„Sie haben doch natürlich Ihrer Tochter etwas zuschreiben lassen?" bemerkte Mr. Glaßford.

„Ja wohl, ja wohl," entgegnete Mr. Cripps, „der Graf hat ihr ein schönes Rittergut zuschreiben lassen — ich kann mich nicht gleich besinnen, wo es liegt."

„Darauf wird wohl nicht viel angekommen sein,"

sagte der Advocat. „Und darf ich fragen, wer dieses Document aufgesetzt hat?“

„Ein Freund von dem Grafen,“ antwortete Mr. Cripps. „Wir mußten aus Furcht vor dem Kaiser von Oesterreich die Sache so geheim halten, daß der Graf durchaus Niemanden weiter in das Geheimniß einweihen lassen wollte.“

„Und die Mitgift Ihrer Tochter haben Sie ausgezahlt?“

„Auf der Stelle und baar,“ antwortete Mr. Cripps triumphirend. „Bei mir wird nicht lange um den Brei herumgegangen, sondern der Riemen sofort gezogen.“

„Hm!“ sagte Mr. Glaßford, „und dieser zweite Herr ist ein Freund des Grafen und vielleicht ebenfalls ein Unterthan des Kaisers von Oesterreich?“

„Nein, nein,“ antwortete Mr. Cripps, „dieser ist, seinem Namen nach zu urtheilen, entweder ein Engländer oder ein Italiener. Ich habe gar nicht daran gedacht, Livia darnach zu fragen. Er heißt Oberst Jones.“

„Oberst Jones,“ wiederholte Mr. Glaßford. „Wo dient er?“

„Das weiß ich auch nicht,“ entgegnete Mr. Cripps. „Wahrscheinlich bei der Linie.“

„Der Name ist so gewöhnlich,“ bemerkte Mr.

Glaßford, „daß man sich daran weiter nicht halten kann. Was ist es denn für ein Mann?“

„Ja, das weiß ich auch nicht,“ entgegnete Mr. Cripps; „ich habe ihn noch mit keinem Auge gesehen. Livia hat ihn in Paris kennen gelernt.“

„In Paris!“ sagte Mr. Glaßford. „Oberst Jones! Entschuldigen Sie, ich möchte wirklich erst ein wenig mehr über diesen Mann hören, ehe Sie Ihre Einwilligung zu der Heirath geben. Es giebt nämlich einen Mann dieses Namens, oder vielmehr einen Mann, der sich diesen Namen beilegt, mit welchem wir leider sehr Vielerlei zu thun gehabt haben. Nun weiß ich zufällig, daß er gegenwärtig sich in Paris befindet, und ich gestehe, ich kann nicht umhin, zu wünschen, daß Sie uns erlauben möchten, in dieser Sache einige Erkundigungen einziehen, ehe Sie etwas Weiteres vornehmen.“

„Aber es ist der Freund des Grafen,“ bemerkte Mr. Cripps. „Der muß ihn doch natürlich kennen.“

„Hm!“ entgegnete Mr. Glaßford; „es ist ja möglich, daß der Graf selbst getäuscht worden ist.“

„Das ist wahr,“ antwortete Mr. Cripps, „das ist wahr.“

„Können Sie mir denn gar keinen Aufschluß geben, woraus wir abnehmen könnten, ob er unser Oberst Jones ist oder nicht!“ sagte Mr. Glaßford. „Hat

Ihnen Miß Livia denn nicht sein Portrait geschickt, damit Sie sehen können, ob Ihnen die Physiognomie Ihres neuen Schwiegersohnes gefällt?“

„Nein,“ sagte Mr. Cripps. „Sie schreibt, ich würde mich wundern, wenn ich ihn sähe, und scheint damit anzudeuten, daß ich ihn schon gesehen habe, aber sie sagt nicht wo. Vielleicht ist er sonst manchmal in meinem Laden gewesen.“

„Der Mann, den ich meine,“ bemerkte der Advocat, „ist seines ziemlich auffälligen Aeußeren wegen sehr leicht zu erkennen. Sein Name wird uns nicht viel helfen, wohl aber seine Person. Er ist ein Mann, der eine Zeitlang in London unter dem Namen des Nasenkönigs bekannt war, weil er in Folge eines Hiebes, den er einmal bei einer Rauferei weggekriegt, eine eigenthümlich gebildete Nase zur Schau trägt. An dieser und seinem kahlen Kopfe wird ihn einer unserer Correspondenten in Paris mit leichter Mühe erkennen.“

„Nasenkönig!“ wiederholte Mr. Cripps. „Nasenkönig! Hatte er vielleicht Aehnlichkeit mit Julius Cäsar?“

„Das kann ich wirklich nicht sagen,“ antwortete Mr. Glaßford lachend. „Aber er ist sehr kahl — das ist die Hauptähnlichkeit, die mir bekannt ist.“

„Kahl!“ wiederholte Mr. Cripps abermals. „Ein ziemlich starker Mann? Von heller Gesichtsfarbe?“

„Ganz richtig.“ entgegnete der Advocat.

„Gott sei uns gnädig und barmherzig!“ rief Mr. Cripps, „ist das ein Schurke?“

„Ich fürchte, einen größeren trägt die Erde nicht,“ antwortete Mr. Glaßford. „Sie kennen ihn also?“

„Ob ich ihn kenne!“ rief der erstaunte Gewürzkrämer, „das ist ja der Diener des Grafen!“

„Eben so wenig als er der Oberst Jones ist,“ entgegnete Mr. Glaßford. „Verlassen Sie sich darauf, er ist weder das Eine noch das Andere.“

„Nun, wer zum Teufel ist er denn?“ fragte Mr. Cripps.

„Sein eigentlicher Name ist Remorden,“ antwortete Mr. Glaßford, „und er ist von guter Familie. Sein kleines Vermögen verschwendete er binnen wenigen Jahren, nachdem er in den Besitz desselben gekommen war, und seit dieser Zeit hat er bloß von Gaunereien gelebt. In der letzten Zeit ist er viel im Auslande gewesen, wo es ihm wahrscheinlich leichter geworden ist, seine Projecte zu verfolgen, als hier.“

„Aber der Graf,“ sagte Mr. Cripps mit wankender Stimme, „wie konnte der sich so täuschen lassen?“

„Wir wollen hoffen, daß er getäuscht worden ist,“ entgegnete Mr. Glaßford. „Ich kann Ihnen aber nicht verschweigen, daß das, was Sie mir erzählt haben, in mir starkes Mißtrauen erregt hat. Indessen,

wir wollen das Beste hoffen. Was aber das andere Bürschchen betrifft, so ist er außer allem Zweifel der ausgefeimteste Hallunke, der jemals geathmet hat."

„Was soll ich thun?" fragte Mr. Cripps mit verwirrter Miene.

„Machen Sie sich gleich auf den Weg nach Paris und holen Sie Ihre beiden unverheiratheten Töchter zurück, sonst bekommt Jemima, so jung sie auch ist, ebenfalls einen Mann. Was die älteste betrifft, so müssen Sie sich nach den Umständen richten, wenn Sie dort sind; ist aber der Mann ein Betrüger, ein Bundesgenosse von Remorden, wie ich vermuthe, so bringen Sie sie auch mit."

„Und mein Geld! meine funfzigtausend Pfund!" rief Mr. Cripps.

„Vergessen Sie, daß Sie sie jemals hatten," entgegnete Mr. Glaßford, „und danken Sie Gott, daß nicht noch hunderttausend darauf gegangen sind."

Das war ein schwerer Schlag! So tief zu fallen, nachdem man den Kaiser von Oesterreich selbst überlistet! Was die Reise nach Paris betraf, so betrachtete Mr. Cripps dieselbe mit Angst und Schrecken und hielt sie für etwas Schlimmeres als den Verlust der funfzigtausend Pfund, und in einem Zustande, der nahe an Verzweiflung grenzte, kehrte er nach Virginia House zurück, um sich mit seiner Gattin zu berathen.

„Nach Frankreich zu gehen, um Frösche und magere Suppe zu speisen und unter Menschen zu leben, die hölzerne Schuhe tragen und ein Kauderwelsch reden, was kein Mensch versteht!“

Der arme Mann besaß nicht Entschlossenheit genug, um sofort sich auf den Weg zu machen, daher schrieb er an Livia, daß er kommen würde, und daß aus ihrer Heirath nichts werden könne, und dann beschloß er, sich noch einige Zeit zu gestatten, um mittlerweile den nöthigen Muth zusammenzuraffen.

Einige Tage darauf fuhr Mr. Glaßford, der nicht daran zweifelte, daß Mr. Cripps sofort abgereis't sei, nach Virginia House, fragte nach Mistreß Cripps und fand diese, nachdem er in das Besuchzimmer eingeführt worden, in Thränen und Schluchzen.

„Es ist doch nicht etwa ein neues Unglück passirt? Doch nichts Schlimmeres, als ich vorige Woche von Mr. Cripps hörte, wie?“

„Wir haben seitdem nichts gehört,“ entgegnete die Dame schluchzend, „aber der gute, gute Mr. Cripps wird heute Abend nach Paris abreisen und ich fürchte, ich bekomme ihn nie wieder zu sehen. Ich bin überzeugt, daß er nicht lebendig wieder kommt.“

Und ein neuer Thränenstrom bezeugte die Heftigkeit ihres Kummers und den Umfang ihrer Befürchtungen.

„Was! Er ist noch nicht fort!“ rief der Advocat.

„Wir konnten uns immer nicht dazu entschließen,“ flüsterte Mistreß Cripps. „Seine Sachen stehen schon seit drei Tagen eingepackt, und wir hatten schon die Butterbemmchen geschnitten und Alles fertig gemacht, aber wenn es zum Treffen kam, konnte er sich nicht losreißen. Denken Sie sich aber auch nur, es ist keine Kleinigkeit, Mr. Glaßford, wenn ein Mann in seinen Jahren, der so stark ist, die Gefahren eines stürmischen Meeres bestehen soll, in welchem es von Haifischen und Meerschweinen wimmelt. Wir sahen diese Ungeheuer manchmal, als wir in Margate waren, und sie hätten gewiß Jeden verschlungen, der ihnen zu nahe gekommen wäre.“

„In der That,“ sagte Mr. Glaßford, „ich kann mich der Befürchtung nicht erwehren, daß diese Verzögerung für Ihre Töchter schon allerhand Nachtheile gehabt habe.“

„O, Mr. Cripps hat geschrieben,“ sagte die Dame, „und seine Einwilligung zu der Heirath verweigert. Ich glaube daher, ein paar Tage können keinen großen Unterschied machen.“

„Das kann man nicht wissen,“ antwortete der Advocat; „aber hätten Sie wohl etwas dawider, wenn Mr. Cripps die Reise in Gesellschaft eines Begleiters

machte, der gut französisch spricht und vollkommen geeignet ist, ihn vor Schaden und Nachtheil zu bewahren?“

„Das wäre allerdings ein großer Vortheil,“ entgegnete sie.

„Wohlan,“ sagte er, „ein junger Mann, der in meinem Bureau arbeitet, mein erster Secretair, reis't morgen in Geschäften nach Paris, und der Zweck meines Besuchs heute war, zu hören, ob er vielleicht einen Auftrag bestellen oder sonst in Ihren Angelegenheiten von Nutzen sein könnte. Da nun Mr. Cripps noch nicht fort ist, so wäre es am Ende am besten, wenn sie mit einander reis'ten.“

Dieser Vorschlag ward freudig angenommen, und am folgenden Morgen traten Mr. Cripps und der fragliche junge Herr ihre abenteuerliche Reise an. Nachdem sie den Ungeheuern des Meeres und den Gefahren des Weges glücklich entgangen, langten sie in Paris an, wo sie, nachdem sie die Kleider gewechselt und einige Erfrischungen zu sich genommen, keine Zeit verloren, das Hotel Dangeau in der Rue de Richelieu aufzusuchen, von wo aus Miß Livia's Briefe datirt waren.

Aber leider kamen sie zu spät. Graf, Gräfin, Livia, Jemima und Oberst Jones waren alle schon seit einer Woche abgereis't, um sich, wie die Wirthin des Hotels gehört, nach dem Schlosse des Grafen zu begeben, wohin es sehr weit war. Wo es lag, wußte

sie nicht recht, sondern bloß so viel, daß sie es in ihrem Leben noch nicht hatte nennen hören.

Das war eine schlimme Geschichte, und wäre Mr. Cripps allein gewesen, so wäre er, da von einer Reise nach den unbekannten Regionen Siebenbürgens nicht die Rede sein konnte, in die nächste Diligence, der er begegnet, gestiegen und stracks nach England zurückgekehrt. Der junge Secretair hatte aber eine andere Ansicht von der Sache.

„Wir müssen ermitteln, welche Straße sie eingeschlagen haben," sagte er, „und welches das Ziel ihrer Reise ist. Mit Hilfe der Polizei und des Paßbureau's werden wir schon die Wahrheit in dieser Beziehung ermitteln, und dann müssen wir überlegen, was weiter zu thun ist."

Demgemäß ergab sich auf Nachfragen, daß die Gesellschaft mit Pässen nach Brüssel abgereis't sei, und hierauf ward an die Behörde in Brüssel geschrieben und um Auskunft gebeten, ob die betreffenden Personen dort gesehen worden seien. Die Antwort hierauf lautete, daß zwei Herren, deren Namen und Signalement mit den gesuchten übereinstimmte, ein paar Tage in Brüssel gewesen seien, aber ohne Damen, und daß sie die Stadt wieder verlassen hätten, um nach Frankreich zurückzukehren.

„Ohne Damen," sagte der Secretair. „Dann

haben sie sie jedenfalls auf der Straße irgendwo zurückgelassen;“ und obschon er seine Befürchtungen dem armen Mr. Cripps nicht mittheilen wollte, so konnte er doch nicht umhin, bedeutende Unruhe in Bezug auf das Schicksal der unglücklichen Mädchen zu fühlen. Er schlug daher vor, daß sie sich Beide mit so wenig Verzug als möglich auf den Weg nach Brüssel machten und sich bemühten, unterwegs die Spur der Flüchtigen aufzufinden. Mr. Cripps, welcher sah, daß sein junger Begleiter ein Mann war, der ihn zu führen verstand, daß er nicht in Gefahr schwebte, von Haifischen oder Franzosen verschlungen zu werden, und besonders auch entdeckt hatte, daß es in Frankreich etwas Besseres zu essen gäbe, als Frösche und magere Suppe, ging sofort auf diesen Vorschlag ein.

Neuntes Kapitel.

Entschleierte Geheimnisse.

Es war am zweiten Tage nach Mr. Simpsons Rückkehr von Oakfield, als er ein Billet, aus einem Hotel in Brookenstreet datirt, erhielt, worin er ersucht ward, dorthin zu kommen, weil man ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe; hinzugefügt war die Bitte, nach Herrn Courtois zu fragen.

In der Meinung, daß die Mittheilung seine Handelsgeschäfte betreffe, verlor der würdige Weinhändler keine Zeit, dem Rufe zu folgen, und als er an der Thür nach Herrn Courtois fragte, trat ein Franzose vor und fragte in leidlichem Englisch, ob der Herr Simpson heiße, worauf er, nachdem diese Frage bejaht worden, um die Ehre bat, ihn in die obere Etage zu geleiten.

Herr Courtois war ein ältlicher Mann von respectablem Aussehen, dessen stark gepudertes Haar nach der Mode des alten Hofes frisirt war. Er war in tiefe Trauer gekleidet und schritt Mr. Simpson mit großer Artigkeit, gleichzeitig aber auch mit einer gewissen Würde voran, welche dem Ernste seiner äußern Erscheinung sehr wohl anstand.

Als man die Treppe hinauf war, öffnete er eine Thür, meldete Mr. Simpson an und stellte ihm gleichzeitig einen Stuhl hin, worauf er sich entfernte.

Das Zimmer, in welchem Mr. Simpson sich sah, war schön tapezirt und sonst ausgestattet, augenscheinlich das beste im Hotel, und auf einem Sopha an dem einen Ende des Zimmers saß eine Dame, welche, als er sich ihr näherte, sich mit der bezauberndsten Grazie erhob, um ihn zu empfangen. Sie war ebenfalls in tiefe Trauer gekleidet, und die außerordentliche Schönheit ihres Gesichts und ihrer Gestalt blendete fast die Augen des würdigen Mannes, der auf eine solche liebliche Erscheinung ganz unvorbereitet war, während ihre Reize durch die tiefe Schwermuth, von welcher ihr ganzes Wesen durchdrungen war, eher erhöht als vermindert wurden.

„Habe ich,“ sagte sie, „das Vergnügen, Mr. Simpson von Mark Lane zu sehen?“

Mr. Simpson verneigte sich bejahend.

„Den intimen Freund des seligen Mr. Wentworth?“ fuhr sie fort.

„Ich hatte die Ehre, dies zu sein, Madame,“ entgegnete Mr. Simpson seufzend.

Die Dame seufzte auch, zog ein feines Batisttuch hervor und hielt es einen Augenblick lang an ihre Augen.

„Treten Sie näher,“ sagte sie, indem sie auf einen Sitz neben dem Sopha deutete. „Wollen Sie die Güte haben,“ fuhr sie fort, als Mr. Simpson ihrer Einladung gefolgt war, „wollen Sie die Güte haben, mir alle Umstände bei Mr. Wentworths Tode zu erzählen — wenigstens insoweit dieselben bis jetzt an's Licht gekommen sind?“

„Sehr gern, Madame,“ entgegnete Mr. Simpson, und sehr gespannt, wer seine Freundin sei und wozu die Unterredung führen werde, begann er alle Einzelheiten zn erzählen, die in Bezug auf jene traurige Begebenheit bekannt waren.

Die Dame hörte seine Worte mit der unverbrüchlichsten Aufmerksamkeit an und unterbrach ihn dann und wann durch kurze Fragen, welche verriethen, daß sie von den mit dieser Begebenheit zusammenhängenden Personen und Localitäten genaue Kenntniß hatte. Als sie fertig war, drückte sie wieder ihr Tuch an die Augen

und es trat ein Schweigen ein, welches einige Minuten dauerte.

„Und von dieser Zeit an, Sir," sagte sie endlich, „ist das Geheimniß nicht weiter aufgeklärt worden? Andrew ist nicht wieder zum Vorschein gekommen und man glaubt immer noch, er sei mit Mabel, der Milchmagd, davon gelaufen?"

„Dies, Madame," antwortete Mr. Simpson, „ist immer noch die allgemeine Ueberzeugung." denn er hielt es nicht für räthlich, die Ereignisse der letzten Tage und den Verdacht, der dadurch in Mr. Olliphants Brust eben so wie in seiner eigenen erweckt worden, mitzutheilen, so lange er die Person, mit der er sprach, nicht genauer kenne. Er wünschte, erst ihre Geschichte zu hören, und sie schien auch nicht Willens zu sein, ihn lange in Ungewißheit darüber zu lassen.

„Wohlan, Sir," sagte sie, „es steht in meiner Macht, zu beweisen, daß diese Meinung eine irrige ist, und Sie werden vielleicht die Güte haben, meine Geschichte anzuhören, welche ich, um sie desto leichter verständlich zu machen, mit dem Geständniß beginnen will, daß ich selbst Mabel, die Milchmagd — Mabel Lightfoot bin."

Mr. Simpson konnte sein Erstaunen blos mit den Augen zu erkennen geben — er besaß zu viel Zartgefühl und Takt, jenen Takt, der seinen Grund in edelmüthiger

und wohlwollender Gesinnung hat, um über dieses Geständniß irgend welche Bemerkungen zu machen.

„Ich sehe Ihnen an, daß Sie darüber erstaunen,“ fuhr sie fort, „aber es ist so. In Bezug auf meine eigene Geschichte, ehe ich nach Oakfield kam, habe ich wenig zu erzählen. Meine Eltern waren arm, aber achtbar, und gehörten beide ihrer Abstammung nach Familien an, welche in frühern Zeiten die vornehmsten der Grafschaft gewesen waren. Dieser Umstand, so unbedeutend und unwichtig er auch scheint, war der Ursprung meiner Verirrungen und die Ursache meiner guten und bösen Schicksale, denn meine Mutter konnte es nicht vergessen, und als sie sah, daß ich wahrscheinlich mit einigen körperlichen Reizen ausgestattet werden würde, versäumte sie keine Gelegenheit, mir die Hoffnung und den Wunsch einzuflößen, meine Lage durch eine kluge Verheirathung zu verbessern. In dieser Absicht hielt sie mich sorgfältig von jedem vertrauten Umgange mit den jungen Leuten meines Standes, besonders den Männern, entfernt, und ich wuchs heran ohne eine andere Freundin oder Vertraute, als sie. Als ich funfzehn Jahre alt war, verlor ich sie; mein Vater war schon früher gestorben, und ich sah mich nun mit meiner Schwester Grace in die Nothwendigkeit versetzt, einen Dienst zu suchen.

„Was mich betraf, so wählte ich die Stelle einer

Milchmagd, weil ich dieselbe für weniger erniedrigend hielt als häusliche Arbeit, und weil ich dadurch weniger in Berührung mit den andern Dienstleuten kam, denn die Mahnungen meiner Mutter waren in einen fruchtbaren Boden gesäet worden. Ich war von Gemüth so ehrgeizig, wie sie mich nur wünschen konnte, und gleichzeitig mit der Welt und deren Sitten so unbekannt, als ob ich auf einem andern Planeten geboren wäre. Ich war im Lesen und Schreiben unterrichtet worden und verstand Beides ziemlich gut, weil meine Mutter mich in dieser Beziehung zu besonderem Fleiße angehalten hatte. Aber ich hatte keine Bücher und fast nichts gelesen als die Bibel, und da ich der Unterhaltung mit meines Gleichen aus dem Wege ging und keine Gelegenheit hatte, die meiner Vorgesetzten zu genießen, so war mein Verstand fast eben so wenig aufgeklärt, als der eines Kindes.

„Trotz meiner Unwissenheit und meines Stolzes aber hatte ich unzählige Anbeter, denn ich galt für die Schönheit des Dorfes. Ich behandelte sie indessen alle mit der äußersten Verachtung und Gleichgiltigkeit. Der einzige, gegen den ich einige Zuneigung empfand, war Andrew Hopley, der andern jungen Leuten seines Standes in vielen Beziehungen überlegen war; seine Stellung aber und seine Livrée hielten mich ab, meiner Nei-

gung nachzuhängen, und ich bemühte mich daher sorgfältig, dieselbe zu unterdrücken.

„Nun, Sir, kommt die Periode meiner Geschichte, bei welcher Sie sich selbst interessirt finden werden.

„Ich war noch nicht lange in Oakfield, als Mr. Gaveston mich sah und geneigt zu sein schien, mir besondere Aufmerksamkeit zu erweisen. Anfangs redete er mich auf jene ungenirte Weise an, welche vornehme Herren sich gegen junge Mädchen in meiner Stellung zu erlauben pflegen; da er aber bald fand, daß ich mich dadurch blos beleidigt und zurückgestoßen fühlte, so nahm er eine andere Taktik an und that, als empfände er eine heftige Leidenschaft für mich. Bei meiner Einfalt war es leicht möglich, daß ich in sein Netz gegangen wäre, wenn ich nicht gewußt hätte, daß er schon mit Miß Wentworth verlobt war. Dieser Umstand rettete mich, und obschon er daher das Gelübde beklagte, welches ihn fesselte, und schwor, daß er mich tausend Mal mehr liebe als sie, so schenkte ich doch, da ich wußte, daß er die Wünsche meines Ehrgeizes nicht befriedigen konnte, allen seinen Betheuerungen kein Gehör.

„Endlich, eines Tages — es war nicht lange, bevor Mr. Wentworth seine Reise nach der Südküste antrat, wovon er, wie Sie mir sagen, nicht wieder zurückkam — nahm Mr. Gaveston Gelegenheit, sich zeitig und ehe noch die übrige Familie aufgestanden war,

zu mir zu gesellen, als ich eben im Begriff stand, meine Kühe zu melken.

„„Mabel,“ sagte er, „ich finde, daß mein unglückliches Verhältniß zu Miß Wentworth, welches ich unmöglich lösen kann, mich auf immer der Möglichkeit beraubt, die Leidenschaft erwidert zu sehen, welche Du mir eingeflößt hast. So groß aber auch der Schmerz ist, den ich darüber empfinde, so kann derselbe doch nicht die Theilnahme vermindern, die ich stets an Deinem Glücke hege, und da es nicht in meiner Macht steht, dasselbe dadurch zu befördern, daß ich Dich zu meiner Gattin mache, so wünsche ich sehr, es auf andre Weise zu thun. Kurz, ich kann es nicht ertragen, Dich hier die Kühe melken und niedrige Dienste verrichten zu sehen, die nicht der Stellung angemessen sind, für welche die Natur Dich bestimmt hat, und ich habe daher hin und her gedacht, was ich wohl thun könnte, um Dich in die Sphäre zu erheben, die Du schmücken würdest.

„„Nun mußt Du wissen, daß ich einen Bekannten in der Nachbarschaft von Bordeaux, was in Frankreich liegt, habe, welcher der größte Bewunderer der Schönheit ist und dem ungemein daran liegt, eine schöne Engländerin zur Frau zu bekommen. Da es aber dort sehr wenig Engländerinnen gibt, und darunter fast keine, die ein schönes Aeußere besäße, so hat er es bis jetzt unmöglich gefunden, seinen Wunsch zu befrie-

digen. Als ich das letzte Mal, wo ich dort abreis'te, Abschied von ihm nahm, fragte er mich, ob ich ihm wohl eine Frau aussuchen und zusenden würde, und ohne mir im Augenblicke ernsthaft zu überlegen, was ich sagte, versprach ich es. Was meinst Du nun, Mable, willst Du meinen Freund heirathen und Marquise werden?“

„„Marquise!“ rief ich. „Ist er Marquis?“

„„Ja,“ sagte er, „er ist Marquis und stammt aus einer sehr alten, edlen spanischen Familie; überdieß besitzt er ein schönes Landgut und ein ziemliches Vermögen. Allerdings ist er nicht sehr jung mehr, aber wenn Du diesen einen Fehler übersehen kannst, so verspreche ich Dir, daß er ein vortrefflicher Ehemann sein wird. Er wird sich, sobald er Dich sieht, sofort sterblich in Dich verlieben; Du kannst ihn vollständig nach Deinem Willen leiten und thun, was Du willst. Was sagst Du zu meinem Vorschlage?“

„Ich antwortete, daß ich mir nicht das Mindeste daraus machte, ob er alt oder jung wäre, sobald er mich nur zur Marquise machte und mich wie eine vornehme Dame hielte.

„„O,“ sagte er, „Du wirst Equipagen und Diener haben und wie eine Prinzessin leben.“

„„Dann,“ sagte ich, „wäre mir die Sache ganz recht; aber wie soll ich zu ihm gelangen?“

„„Ueberlasse das nur mir,“ antwortete er. „Nur Eins vergiß nicht — Du mußt die Sache gegen Jedermann geheim halten, denn wenn Mr. Wentworth davon hörte, so schriebe er gewiß sofort an den Marquis, um ihm zu sagen, daß Du bloß eine Milchmagd bist, was er ja gar nicht zu wissen braucht. Ich werde ihm sagen, Du seiest die Tochter eines guten Freundes von mir. Du hast also weiter nichts zu thun als zu schweigen und Dich bereit zu halten, augenblicklich die Reise anzutreten, sobald es gewünscht wird.“

„Bald nach dieser Unterredung mußte Mr. Gaveston in dringenden Geschäften plötzlich in's Ausland reisen, und die Vermählung, welche um diese Zeit stattfinden sollte, ward demgemäß aufgeschoben, während Mr. Wentworth, seine Tochter und Andrew an die Seeküste reis'ten, um Mr. Gavestons Rückkehr abzuwarten.

„Zwei Abende vor dem Tage, an welchem man die Familie zurück erwartete, hörte ich gegen elf Uhr, als ich auf meiner Stube war und mich eben anschickte, zu Bett zu gehen, leise an mein Fenster klopfen. Ich muß bemerken, daß meine Stube sich zu ebener Erde neben der Milchkammer befand und daß eine Thür aus derselben nach den andern Theilen des Hauses führte. Anfangs nahm ich von dem Klopfen keine Notiz; als

es aber wiederholt ward, ging ich an das Fenster und fragte, wer da sei.

„„Machen Sie die Thür auf,“ sagte die Stimme eines Mannes, der den Mund dicht an das Glas legte; „ich habe einen Brief für Sie, wenn Sie Mabel, die Milchnerin, sind.“

„„Allerdings bin ich Mabel,“ antwortete ich, „aber ich werde die Thür nicht öffnen, so lange ich nicht weiß, wer Sie sind.“

„„Ich komme von einem guten Freunde von Ihnen,“ entgegnete der Mann, „und der Brief betrifft einen gewissen Marquis in Bordeaux. Aber machen Sie nur auf; ich werde Ihnen Alles erklären.“

„Als ich dies hörte, glaubte ich, es könne keine Gefahr haben, die Thür zn öffnen, da der Mann, wer er nun auch war, ein Bote von Mr. Gaveston sein mußte; nachdem ich daher die andere Thür, welche in das Haus führte, verriegelt, damit wir nicht gestört würden, ließ ich ihn ein.

„Er war ein ziemlich großer, starker Mann und trug einen Kalmuckrock und ein rothes Tuch um den Hals bis über das Kinn. Sein Gesicht war von der Art, daß man es, wenn man es einmal gesehen, nicht so leicht vergessen konnte. Es schien früher sehr hübsch gewesen zu sein, aber eine seltsame Verdrehung der Nase

und eine bedeutende Erhöhung auf der Mitte derselben gab seinen Zügen einen ganz eigenthümlichen Ausdruck.

„„Hier,“ sagte er, indem er mir einen Brief überreichte, „sind einige Zeilen von Mr. Gaveston, die er Ihnen schickt, damit Sie sich überzeugen, daß ich von ihm gesendet bin. Da ich aber keine Zeit zu verlieren habe, so will ich erst meinen Auftrag ausrichten und Sie können den Brief lesen, wenn ich fort bin.

„„Er läßt Ihnen nämlich sagen, daß Sie in der dritten Nacht von heute an sich bereit halten sollen, nach London aufzubrechen, um von da nach dem Continente weiter zu reisen. Er wird mit mir hierher kommen, um Sie abzuholen, und um jede Vereitelung unseres Vorhabens zu verhüten, muß die Sache in aller Stille vor sich gehen, damit Sie nicht eher vermißt werden, als bis den nächsten Morgen. Sie müssen daher Niemand in diesen Theil des Hauses einlassen, und wir werden Sie von unserer Ankunft durch dasselbe Signal in Kenntniß setzen, welches ich so eben gegeben. Sind Sie also noch Willens, das Anerbieten anzunehmen und werden Sie sich bereit halten?“

„„Ja,“ antwortete ich.

„„Schön,“ sagte er, „Sie sind ein wackeres Mädchen und ich bewundere Ihren Muth. Da wir nun so weit einig sind, so brauche ich mich weiter nicht hier aufzuhalten. Vergessen Sie nicht, daß Sie keine Klei=

der oder sonst etwas mitzunehmen brauchen, denn Mr. Gaveston wird Sie mit Allem versorgen, was nothwendig ist.“

„Nachdem er dies gesagt, ging er fort und ich öffnete den Brief; dieser enthielt jedoch weiter nichts als das Ersuchen von Mr. Gaveston, daß ich den Weisungen des Ueberbringers, der sein specieller Freund sei, nachkommen möchte.

„Die Zwischenzeit verging, ohne daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen wäre, und die zu meiner Abreise bestimmte Nacht erschien. Eine Stunde war nicht genannt worden und ich war daher ungewiß, wann ich abgerufen werden würde. Ich zog mich demgemäß sehr zeitig in meine Stube zurück, was, da ich überhaupt nicht viel mit den andern Dienstleuten verkehrte, weiter nicht auffiel, und nachdem ich die andere Thür verriegelt, legte ich Hut und Tuch an und setzte mich nieder, um die Ankunft Mr. Gavestons zu erwarten.

„Ich hatte keine Uhr, aber ich glaube, es war gegen zwei Uhr nach Mitternacht, als ich durch ein Geräusch am Fenster erweckt ward, denn da ich durchaus nicht gewohnt war, so lange wach zu bleiben, so war ich auf meinem Stuhle eingeschlafen. Ich fuhr schnell empor und öffnete die Thür.

„„Na, Mabel,“ sagte Mr. Gaveston, welcher in Begleitung des Mannes eintrat, der mir drei Abende

vorher den Brief gebracht, „wir dachten schon, Du hättest die ganze Sache vergessen, denn wir haben schon seit einer Stunde angepocht. Indessen mache nun schnell, denn wir haben keine Zeit zu verlieren. Du mußt hier diese Kleider anlegen,“ sagte er, indem er ein Bündel öffnete, welches der andre Mann in der Hand hielt und in dem sich ein Knabenanzug befand. „Kleide Dich schnell um, während wir ein paar Augenblicke in das Haus gehen. Ich brauche einige Papiere, die ich auf meinem Zimmer gelassen habe, als ich das letzte Mal hier war.“ Mit diesen Worten gingen sie durch die Thür, welche in das Haus führte, und ich legte die Knabenkleider an.

„Sie waren nur wenige Minuten fort und ich war so eben fertig, als sie wiederkamen. „Na, komm,“ sagte Mr. Gaveston, indem er mich am Arme nahm, und wir traten hinaus. Aber eben als ich die Thür der Milchkammer zumachte, sagte er: „Apropos, ich dächte, wir hätten die andere Thür nicht wieder verschlossen. Wir wollen das lieber thun, damit nicht etwa ein Dieb Gelegenheit erhält, zu stehlen.“ Mit diesen Worten ging er in dieser Absicht wieder in mein Zimmer hinein, und als er wieder heraus kam, rief er mich zurück.

„„Hier, Mabel,“ sagte er, indem er auf den Hut und das Tuch sowie die andern Kleider deutete, die ich

o eben ausgezogen und die ich in der Eile auf dem Fußboden hatte liegen lassen, „heb' diese Sachen auf und binde sie in ein Bündel; sie dürfen nicht hier liegen bleiben."

„Ich that, wie er mir gesagt, und er trug das Bündel hinaus und übergab es seinem Begleiter. Dann reichte er mir den Arm und wir gingen durch den Park, während der andere Mann nach der Vorderseite des Hauses herum ging, wo er, wie er sagte, die Pferde gelassen, die sie nicht mit auf die Hinterseite hätten bringen wollen, weil die Schlafzimmer der Dienstleute sich auf dieser Seite befanden und sie leicht hätten gehört werden können.

„Wir trafen die Pferde am Parkthore, zu welchem Mr. Gaveston einen Schlüssel hatte, um sich Einlaß zu verschaffen, wenn er während seines Aufenthalts in Oakfield zuweilen des Nachts spät nach Hause kam, und hier stiegen die Herren auf; ich ward hinter Mr. Gaveston ebenfalls in den Sattel gehoben, nachdem das Thor wieder verschlossen worden, und wir ritten nun ungefähr zehn Meilen weit auf der Straße nach London entlang. Dann bogen wir ab und waren ungefähr fünf Meilen weiter querfeldein geritten, als Mr. Gaveston an einer Stelle Halt machte, wo zwei Straßen zusammen stießen.

„„Nun," sagte er, „Mabel, hier müssen wir uns

vor der Hand trennen und Du mußt Deine Reise nach London mit meinem Freunde fortsetzen, der Dich in seinen Schutz nehmen wird. Binnen weniger als Einer Woche komme ich nach. Du hast von hier nur noch ein paar Meilen bis in die Stadt, wo Du ein Fuhrwerk finden wirst; bis dahin mußt Du zu Fuße gehen, denn ich muß die Pferde mit mir nehmen.“

„Hierauf hob man mich vom Pferde, Mr. Gaveston nahm das Bündel, in welchem sich meine Kleider befanden, an sich, und wir trennten uns, indem er auf dem einen Wege fort ritt und wir auf dem andern weiter marschirten.

„Bald wurden wir, wie er vorausgesagt, eine ziemlich bedeutende Stadt ansichtig, in die wir hinein gingen, nachdem mein Begleiter mir gesagt, ich solle nicht sprechen, sondern mein Tuch vor die Augen halten, als ob ich sehr bekümmert wäre. Wir gingen rasch durch die Gassen, die beinahe noch ganz leer waren, denn es war erst früher Morgen, und erreichten einen Gasthof, wo der Hausknecht und die andern Dienstleute schon auf den Beinen waren.

„„Wir brauchen so schnell als möglich eine Chaise und ein paar Pferde,“ sagte mein Begleiter zu dem Kellner, der gähnend vor der Thür stand.

„„Angespannt!“ rief der Kellner, und der Hausknecht rannte fort, um dem Befehle zu gehorchen.

„Haben Sie die Güte und etwas zum Frühstück zu genießen,“ setzte er hinzu, „mittlerweile wird man den Wagen herausschieben und die Pferde anspannen.“

„„Eintreten wollen wir allerdings einen Augenblick,“ antwortete mein Begleiter, „aber mit dem Frühstücken können wir uns nicht befassen. Es handelt sich bei uns um Leben und Tod. Der Vater dieses jungen Herrn ist plötzlich vom Schlage getroffen worden, und wir fürchten, wenn wir nicht so schnell als nur immer möglich machen, so ist es aus mit ihm, ehe wir hinkommen.“

„Ich that meiner Instruction gemäß, als ob ich sehr weinte, und der gutmüthige Kellner lief hinaus, um den Postillon zu größerer Eile anzutreiben; „der Wagen wird gleich da sein, Sir,“ sagte er, als er wieder kam, und wirklich stand er nach wenigen Minuten an der Thür; mein Begleiter hob mich hinein und fort rasselten wir.

„Drei Stationen fuhren wir mit derselben Schnelligkeit, indem mein Freund überall denselben Grund zur Eile anführte, und dann machten wir Halt, um zu frühstücken. Hierauf ging es wieder fort und wir hielten nicht eher wieder an, als bis wir London erreichten, während ich auf dieser ganzen letztern Straße nichts genossen hatte, als einen Zwieback und ein Glas Wein.

„Es war mitten in der Nacht, als wir ankamen,

und dicht vor der Stadt befahl mein Begleiter dem Kutscher, zu halten, bezahlte ihm sein Fuhrlohn und entließ ihn mit dem Bemerken, daß er ihn nicht weiter brauche. Dann reichte er mir den Arm und wir schritten rasch in die Stadt hinein durch eine Menge Straßen — ich entsinne mich, daß wir auch über eine Brücke gingen, aber das ist Alles, was ich von der Richtung weiß, die wir verfolgten.

„Endlich, nachdem wir in einem, wie mir schien, etwas armseligen Theile der Stadt angelangt waren, blieb mein Begleiter vor einem Hause stehen, welches etwas besser aussah, als die andern, und zog die Klingel. Sofort — und hieraus schloß ich, daß wir erwartet wurden — öffnete eine ältliche, sehr anständig gekleidete Frau die Thür.

„„Da sind wir, Mistreß Davis,“ sagte mein Begleiter. Hierauf wendete er sich zu mir und sagte: „Dies ist vor der Hand Ihre Wohnung; Sie werden sich unter Mistreß Davis' Obhut sehr wohl befinden, bis Ihr Freund ankommt. Gute Nacht.“ Mit diesen Worten drückte er mir die Hand, drehte sich herum und ging fort.“

Zehntes Kapitel.

Mabel erzählt ihre Geschichte weiter.

„Als mein Reisegefährte fort war,“ fuhr Mabel in ihrer Erzählung fort, „führte mich Mistreß Davis, indem sie mich bei der Hand nahm, in ein Zimmer, wo ich ein behagliches Feuer mit einem Kessel siedenden Wassers darüber und das Theegeschirr auf dem Tische stehend, fand.

„„Ich dachte,“ sagte sie, „eine Tasse Thee würde Ihnen nach Ihrer Reise lieber sein, als sonst etwas. Es giebt nichts Stärkenderes als eine Tasse Thee, und Sie können etwas kaltes Fleisch dazu essen, wenn Sie Appetit haben.“

„Ich dankte ihr und nahm ihr Anerbieten an. Sie war außerordentlich artig, that aber weiter keine Fragen an mich, sondern sprach bloß vom Wetter, den

Strapazen des Reisens, dem Wohlgeschmack des Thees und so weiter. Ich wußte jedoch, daß sie mein Geschlecht kannte, denn mein Gefährte, der, wie ich später erfuhr, Dyson hieß, hatte mir mitgetheilt, daß ich in das Haus einer Freundin von Mr. Gaveston gebracht werden würde, der man gesagt, ich sei eine junge Dame, auf der Reise nach dem Continent begriffen, wo ich mich mit einem Herrn zu vermählen wünschte, mit dem ich schon seit längerer Zeit bekannt sei, den mich aber meine Freunde nicht heirathen lassen wollten. Auch hatte man mich instruirt, mich Miß Jones zu nennen, und Mr. Gaveston sei Mistreß Davis nur unter dem Namen Mr. Godfrey bekannt.

„„Na,“ sagte Mistreß Davis, nachdem wir mit dem Thee fertig waren, „ich glaube, Sie werden sich nach dem Bette sehnen, und wenn ich Ihnen rathen soll, so bleiben Sie liegen, bis ich Ihnen Ihr Frühstück bringe. Nach einer solchen Reise bedürfen Sie einer langen Ruhe.“

„„Aber,“ sagte ich, „wo soll ich denn Kleider hernehmen, wenn ich aufstehen will? Ich habe gar nichts weiter bei mir.“

„„O,“ sagte sie, „überlassen Sie das mir. Ich will Sie schon mit Kleidern versehen. Sollten sie nicht ganz genau passen, so beachten Sie das weiter nicht.

Es kommt hier Niemand her und bis Mr. Godfrey kommt, werden Sie sich schon damit behelfen.“

„Demgemäß brachte sie mir am nächsten Morgen, nachdem ich mein Frühstück genossen hatte, ein dunkelseidenes Kleid und andere unumgänglich nöthige Bekleidungsgegenstände, die für eine Person von ungefähr meiner Größe gefertigt zu sein schienen und, wie sie sagte, ihrer Tochter gehörten. Als ich bereit war, mein Zimmer zu verlassen, führte sie mich, anstatt in dasselbe Zimmer, wo ich die Nacht zuvor gewesen, in eines, welches an mein Schlafzimmer stieß und nur die Aussicht auf einen Hinterhof hatte. Sie sagte, es sei nothwendig, daß ich vor der Hand dieses Zimmer bewohnte, denn, wenn ich hinunter käme, könnte ich leicht von Leuten, die in das Haus kämen, gesehen und erkannt werden.

„Den ersten Tag war ich so müde, daß ich mir nicht viel aus dieser Gefangenschaft machte; als ich mich aber wieder erholt hatte, begann ich mich nach Luft und Bewegung zu sehnen und bat Mrß. Davis, mich auszuführen. Dies schlug sie mir aber rund ab, indem sie vorschützte, es sei Mr. Godfrey's Befehlen entgegen. In jeder andern Beziehung war sie sehr gefällig, gab mir Bücher zu lesen, und that Alles, was sie konnte, um mir die Zeit zu vertreiben. Aber trotzdem ward diese mir fürchterlich lang, und als nach Verlauf einer

Woche Mr. Gaveston kam, bat ich ihn inständig, mich sofort meine Weiterreise antreten zu lassen. Er meinte jedoch, dies wäre unmöglich, denn es wären sehr viele Nachforschungen nach mir angestellt worden und ich würde unfehlbar aufgespürt und nach Oakfield zurückgebracht werden, wenn ich mich auf der Straße blicken ließe.

„Ich war so einfältig, daß ich Alles glaubte, was er sagte. „Verlaß Dich darauf," setzte er hinzu, „sobald es mit Sicherheit geschehen kann, sollst Du abreisen. Mittlerweile muß ich nach Oakfield zurück, damit man nicht etwa glaubt, ich habe bei Deiner Entführung die Hand mit im Spiele gehabt."

„So verging ein ganzer Monat, ehe er wieder erschien, und ich fühlte mich in Folge der Langeweile und der Einsperrung, an die ich gar nicht gewöhnt war, außerordentlich unwohl. Er behauptete aber immer noch, es sei zur Weiterreise noch zu bald, und die einzige Erleichterung, die er mir zugestand, war, daß er mich zwei oder drei Mal des Abends, nachdem es dunkel geworden, spazieren führte. Ich konnte aber dabei nicht umhin, zu bemerken, daß ich, je ungeduldiger ich mich zeigte, desto schärfer bewacht ward, und ich begann nun einzusehen, daß ich wenig besser war als eine Gefangene.

„Alle diese Ursachen zusammengenommen, nebst den

Nachwirkungen einer Erkältung, die ich mir auf der Reise zugezogen, waren so nachtheilig für meine Gesundheit, daß ich endlich ernsthaft erkrankte. Mistreß Davis und eine Magd, die im Hause war, pflegten mich sorgsam; da aber kein Arzt herbeigerufen ward, so ward es mit mir schlimmer und schlimmer, bis ich dem Tode nahe war, und ich glaube, ich wäre wirklich gestorben (was, wie ich später Ursache gehabt habe, zu vermuthen, gerade das war, was Mr. Gaveston wünschte), wenn nicht die Magd eines Tages, als Mistreß Davis ausgegangen war, einen Schrecken bekommen hätte. Ich ward nämlich ohnmächtig, während sie an meinem Bette stand, und da es ihr nicht möglich war, mich durch die Mittel, von welchen sie Gebrauch machte, wieder in's Leben zurückzurufen, so lief sie fort und holte einen Apotheker, der nicht weit davon wohnte.

„Nach diesem Vorfalle gab man zu, daß dieser Mann mich behandelte, und Mr. Godfrey, wie er genannt ward, führte mir auch eine junge Dame von seiner Bekanntschaft zu. Sie hieß Julia Clerc —“

„„Wie?““ sagte Mr. Simpson, sie hastig unterbrechend, „„sagten Sie nicht Julia Clerc —““

„Ja,“ entgegnete Mabel, „Julia Clerc war der Name der Dame. Sie war sehr schön und jung, und sehr freundlich gegen mich. Kennen Sie sie?“

„„Ich glaube, ich kenne sie,““ antwortete Mr.

Simpson. „„Doch entschuldigen Sie meine Unterbrechung. Erzählen Sie weiter.““

„Wohlan,“ fuhr Mabel fort, „allmählig ward es besser, und Julia's Besuche machten mir meine Gefangenschaft weniger fühlbar. Als ich hinreichend wiederhergestellt war, um reisen zu können, meldete mir Mr. Gaveston, daß Alles zu meiner Abreise bereit sei, und da er nicht selbst mitgehen könne, so habe sich Mr. Dyson erboten, mich wohlbehalten nach Bordeaux zu bringen.

„Demgemäß sagte ich eines Morgens früh zu meiner unendlichen Freude Mistreß Davis und ihren öden Gemächern Lebewohl, und wir begaben uns nach Portsmouth und von da nach Harfleur, wo wir, nachdem wir dort übernachtet, Plätze in einer Diligence nahmen, von der ich glaubte, daß sie uns nach Bordeaux bringen würde.

„Aber mein Begleiter, Mr. Dyson, oder vielmehr Oberst Jones, denn dies war der Name, den er auf der Reise annahm, hatte andere Absichten, und anstatt mich zu dem Marquis de la Rosa, meinem versprochenen Gemahl, zu bringen, wie Mr. Gaveston ihm aufgetragen, führte er mich nach Paris, wo er, nachdem er in einem schönen Hotel Zimmer gemiethet und sich und mich mit modischer, feiner Kleidung ver=

sehen, mich als seine Nichte in die vornehme Welt einführte.

„Es ist dort für eine junge Engländerin, wenn sie einigermaßen hübsch ist, sehr leicht, Aufmerksamkeit zu erregen; und ich war bald von einer Schaar Anbeter umringt, unter welchen sich besonders der Herzog von Rochechouart auszeichnete, der damals für den ausschweifendsten und gewissenlosesten Mann am Hofe galt — das heißt, was die Frauen betraf, denn in anderer Hinsicht war sein Charakter vollkommen ehrenhaft.

„Ich will Sie," fuhr Mabel fort, „nicht durch Aufzählung der Künste ermüden, deren man sich bediente, um mich zu täuschen. Es reiche hin, wenn ich Ihnen sage, daß ich zu dem Glauben verleitet ward, der Herzog habe ehrenwerthe Absichten auf mich, und nach einigen Wochen, nachdem man mich auf eins seiner Schlösser in einiger Entfernung von Paris geführt, betrog man mich durch eine Trauungskomödie — mit Einem Worte, ich war verkauft. Die Ceremonie ward durch einen Diener des Herzogs, einen Engländer Namens Dillon, vollzogen, welcher sich für einen Geistlichen ausgab und die Trauungsformel ablas, und Oberst Jones, mein angeblicher Onkel, entfernte sich, nachdem er eine bedeutende Summe für seine Verrätherei erhalten, und überließ es mir, mit Muße hinter den mir gespielten Betrug zu kommen.

„Einige Monate lang hielt ich mich für die rechtmäßige Gemahlin des Herzogs, und man gab sich alle Mühe, mich in dieser Täuschung zu erhalten; endlich aber wurden mir durch einen Zufall die Augen geöffnet. Zur Zeit meiner vermeinten Vermählung verstand ich von der französischen Sprache noch gar nichts, und da der Herzog ziemlich gut englisch sprach, da er einmal Gesandter in London gewesen war, so konnte ich mich mit ihm ganz bequem unterhalten. Als ich aber die Herzogin von Rochechouart zu sein glaubte und der Zeit entgegensah, wo ich bei Hofe in die Gesellschaft eingeführt werden würde, hielt ich es für meine Pflicht, die Sprache des Volkes zu erlernen, unter welchem ich hinfort leben sollte. Ich nahm daher insgeheim einen Lehrer an und lernte sehr fleißig, in der Absicht, Rochechouart eines Tages mit meiner unerwarteten Fertigkeit zu überraschen. Dadurch angespornt und von einem gutem Gedächtnisse unterstützt, machte ich in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte. Aber der Zufall wollte, daß durch dieses neuerworbene Talent mir die Wahrheit in Bezug auf meine wirkliche Stellung enthüllt werden sollte.

„Eines Tages, als ich in meinem Boudoir allein saß und die Thür, welche in das Gesellschaftszimmer führte, bloß angelehnt stand, hörte ich ein Gespräch zwischen dem Herzoge und einem seiner Freunde mit an,

welches, obschon ich noch nicht bewandert genug in der Sprache war, um Alles zu verstehen, mich doch in Bezug auf meine Stellung vollkommen enttäuschte.

„Der Gegenstand der Unterredung war eine Heirath, die dem Herzoge vorgeschlagen worden und die er abgelehnt hatte. Sein Freund hatte sich zu dem Zwecke bei ihm eingefunden, ihn aufzufordern, diese Partie, die in vieler Beziehung höchst wünschenswerth erschien, nochmals in Erwägung zu ziehen. Der Herzog blieb aber fest bei seiner Weigerung, und ich verstand genug, um zu hören, daß er mich als den Grund seiner Weigerung nannte. Sein Freund machte ihm die Vorstellung, daß er sich ja deßwegen immer nicht von mir zu trennen brauche; aber der Herzog gestand, er fürchte, daß ich, wenn ich den mir gespielten Betrug entdeckte, ihn verlassen würde; „sie wird es ganz gewiß thun," sagte er, „wenn ich heirathe." Diese seine Ueberzeugung war auch ganz richtig, denn ich wäre dann unter keiner Bedingung bei ihm geblieben.

„Sie können sich denken, Sir, was dies für ein Schlag für mich war. Indessen beherrschte ich mich so weit, daß ich ganz ruhig blieb, bis der Freund fort war; als aber Rochechouart, nachdem er ihn durch das Vorzimmer begleitet, zu mir herein kam, und ich versuchte, von meinem Stuhle aufzustehen, um ihn anzureden, meiner Entrüstung Worte zu leihen und dann

sofort das Haus zu verlassen, hatte ich blos Zeit, die Hände zusammenzuschlagen und ihm einen vorwurfsvollen Blick zuzuwerfen, ehe ich besinnungslos zu Boden sank. Aber dieser eine Blick war genug. Er sagte ihm, daß ich enttäuscht war, und sobald ich mich wieder erholt hatte und ihn anhören konnte, begann er seine Entschuldigung. Er setzte mir die Schwierigkeiten auseinander, welche sich einer Heirath zwischen einem Manne von seinem Stande und einer Person von dem meinigen in den Weg stellten — die Opposition, die seine Verwandten und besonders der Hof erhoben haben würden, besonders da man überall wußte, daß der angebliche Oberst Jones nichts war als ein Gauner, der mich dorthin gebracht, um Geld zu machen, und daß ich nicht seine Nichte war, wie er vorgegeben. Endlich theilte er mir auch mit, daß ich wirklich verkauft worden und daß die jungen Edelleute, mit denen ich bekannt geworden, sich unter einander gestritten hätten, wer mich bekommen solle, da Oberst Jones mich nur dem Meistbietenden zuschlagen wollte.

„„Sie sehen also, Amabel,“ sagte er, „Sie wären Ihrem Schicksale nicht entgangen, verlassen Sie sich darauf, und wenn Sie nicht mir zugefallen wären, so wären Sie es Armagnac oder de l'Orme oder irgend Einem von den Andern, der Sie wahrscheinlich nicht halb so geliebt hätte wie ich. Die Unterredung, die Sie

so eben mit angehört, muß Sie wenigstens von meiner Anhänglichkeit überzeugt haben.“

„Dies war allerdings der Fall, und dies war auch das Einzige, was mich in meiner Kränkung und Enttäuschung aufrecht hielt. Als ich zuerst die Aufmerksamkeiten des Herzogs ermuthigte und das Anerbieten seiner Hand annahm, ward ich — ich gestehe es — bloß vom Ehrgeize getrieben, und es wäre mir vollkommen gleichgiltig gewesen, ob ich meinen Zweck durch ihn oder durch einen der andern Herren erreichte, welche sich den Preis streitig machten. Jetzt aber waren meine Gefühle ganz anderer Art. Ohne den Luxus und die Pracht, in der ich lebte, unterschätzen, oder behaupten zu wollen, daß es nicht eines bedeutenden Grades von Entschlossenheit für mich bedurft hätte, darauf zu verzichten und wieder in meine ursprüngliche Stellung zurückzukehren, so kann ich doch in Wahrheit sagen, daß die Liebe, welche Rochechouart mir eingeflößt, für mich ein weit größeres Hinderniß, ihn zu verlassen, war, als seine prachtvollen Schlösser und glänzenden Livréen, oder als meine kostbare Toilette, mein vergoldeter Wagen und mein elegantes Boudoir.

„Ich liebte ihn wirklich, und abgesehen von dem Betruge, den er an mir verübt, hatte ich wirklich allen Grund dazu. Seine Güte und Freundlichkeit gegen mich waren unwandelbar, und was seine persönlichen

Eigenschaften betraf, so galt er allgemein für den schönsten und liebenswürdigsten Mann am Hofe.

„Sie können sich leicht denken, was geschah. Ich willigte ein, zu bleiben, und der Herzog setzte mir sogleich ein bedeutendes Jahrgeld aus, welches mir auf Lebenszeit Wohlstand und Ueberfluß sicherte, ich mochte nun bei ihm bleiben oder nicht, und ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er niemals, bis zur Stunde seines Todes —“ und hier brach sie in einen Thränenstrom aus, der sie fast am Weitersprechen hinderte — „niemals bis zur Stunde seines Todes mir Grund gab, meine Einwilligung zu bereuen.

„In der That, ich bin überzeugt, daß er, wenn ich darauf bestanden hätte, wenigstens insgeheim unsere Verbindung zu einer gesetzmäßigen gemacht hätte; aber ich that es nicht, weil ich fühlte, daß ich nicht würdig war, sein Weib zu werden und daß ich ihm in vieler Hinsicht großen Schaden zugefügt hätte. Allerdings war ich betrogen worden und in so weit unschuldig; andererseits aber konnte ich nicht vergessen, daß ich doch nicht vorwurfsfrei war. Ich hatte ja auch gesucht, ihn zu täuschen. Ich hatte stillschweigend in Oberst Jones' Betrug gewilligt und für etwas zu gelten gesucht, was ich nicht war, und überdies waren meine eigenen Beweggründe niedrig und unwürdig. Ich sah dies ein, als ich mir mehr Bildung angeeignet hatte, und fühlte,

daß ich die Demüthigung, die ich erdulden mußte, verdiente.

„Ich fügte mich demnach in die Strafe, die ich verwirkt. Ich wußte, daß ich mich darauf gefaßt machen mußte, mein Leben ohne weitere Gesellschaft, als die des Herzogs zu verbringen, und daß, wenn wir nach Paris zurückkämen, seine zahlreichen Beschäftigungen ihm nicht erlauben würden, mir viel Zeit zu widmen, und ich fühlte auch, daß, wenn er auch damals nicht geneigt war, sich von mir zu trennen, ich doch nicht immer eine gleich große Gewalt auf seine Neigung ausüben würde.

„Unter diesen Umständen konnte ich kein großes Glück erwarten, aber ich sah, daß wenigstens ein Mittel zur Verbesserung meiner Lage, sowohl für die Gegenwart als für die Zukunft, mir zu Gebote stand. Ich sah ein, daß ich, wenn ich die Mängel meiner Erziehung gut machte, mich nicht bloß Rochechouart angenehmer machen, sondern mir auch selbst eine Quelle der Erholung und stiller Freuden während des Lebens der Einsamkeit und Verlassenheit, welches vor mir lag, eröffnen würde. Diesem Ziele widmete ich mich daher, und da ich noch jung war und mir alle Hilfsmittel verschaffen konnte, die für Geld zu haben waren, so machte ich in den Studien, die ich unternahm, bedeutende Fortschritte und lernte bald in meinen Büchern und in der

Musik für die einsamen Stunden und meine entwürdigende Stellung den besten Trost finden.

„Auf diese Weise lebte ich dahin, ohne daß sich für mich irgend etwas Außerordentliches ereignet hätte, bis vor ungefähr sechs Monaten, wo ich einen unerwarteten Besuch von dem Marquis de la Rosa erhielt, dem Edelmanne, für welchen mich Mr. Gaveston bestimmt hatte. Wie er mich ausgeforscht hatte, weiß ich nicht, aber er schrieb mir, er sei in Paris und bäte mich um eine Unterredung, und ich glaube, es war mehr Neugier als sonst etwas, was mich bewog, seine Bitte zu bewilligen. Aber sein Besuch führte zu Mittheilungen, die ich nicht erwartet hätte.

„Von ihm erfuhr ich zuerst, daß Mr. Wentworth todt sei, und obschon die Nachricht, die er mir darüber gab, nicht vollständig war, so erfuhr ich doch genug, um mich zu überzeugen, daß meine Entfernung von Oakfield in gewisser geheimnißvoller Weise mit dieser Katastrophe in Zusammenhang stand, in welcher Ueberzeugung ich noch mehr bestärkt ward, als er mir einen Brief von Mr. Gaveston zeigte, worin er dem Marquis vorschlug, an mir gerade den Betrug zu verüben, dem ich durch die Schurkerei seines Freundes zum Opfer gefallen war, nämlich mich durch eine falsche Trauung zu täuschen.

„Ich muß bemerken, daß der Marquis keine

Ahnung davon hatte, daß ich eine Milchmagd sei; er hatte von mir nur als von Miß Jones gehört; eben so wenig hatte ich jemals Rochechouart gestanden, daß ich einmal einen so bescheidenen Platz ausgefüllt, und auch später hatte ich nicht den Muth, es zu thun. Ohne diesen Ueberrest von albernem Stolze würde ich sofort in Bezug auf das, was ich erfahren, an Sie geschrieben haben, denn ich erfuhr von Bordeaux aus Ihre Adresse, und vielleicht wäre dann das Unglück, welches ich jetzt beklage, nicht geschehen.

„Ich fürchte, meine traurige Geschichte wird Sie ermüden, Sir, aber Ihre Freundschaft zu Mr. Wentworth wird Ihnen Interesse daran einflößen und ich will Sie nicht mehr lange aufhalten.

„Vor ungefähr zwei Monaten kehrte das Regiment des Herzogs, welches eine Zeitlang im Auslande stationirt gewesen, nach Frankreich zurück und ward in Lisle einquartiert. Er hielt es für seine Pflicht, sich auf einige Wochen dorthin zu begeben, und schlug mir vor, ihn zu begleiten. Natürlich war ich damit einverstanden, und wir begaben uns sofort dahin, gefolgt von unsern Pferden, Dienern und Equipagen.

„Eine meiner Lieblingserholungen war Reiten, und da ich nur wenige Vergnügungen hatte, so that Rochechouart Alles, was er konnte, um mir diese angenehm zu machen, indem er mich mit schönen Pferden versorgte

und mich so oft, als seine Zeit es ihm erlaubte, begleitete.

„Eines Tages, es ist jetzt ungefähr zehn Tage her, machten wir unsern gewöhnlichen Spazierritt, bloß von einem Reitknechte begleitet, als wir eine schöne englische Equipage schnell uns entgegen kommen sahen, und wir ritten langsamer, um die Reisenden in derselben desto besser in Augenschein nehmen zu können. Denken Sie sich aber unsere Ueberraschung, als wir, so wie das Fuhrwerk näher kam, unsern alten Freund, Oberst Jones, und Dillon, den frühern Diener des Herzogs, erkannten!

„Sobald ich Oberst Jones sah, empfand ich ein heftiges Verlangen, von ihm einigen Aufschluß über die geheimnißvollen Vorgänge in Oakfield zu erlangen, und ich gab dem Herzoge zu verstehen, daß ich besondern Grund hätte, eine Unterredung mit dem Obersten zu wünschen.

„„Nun,“ sagte er zu dem Reitknechte, „so reite diesem Wagen nach und sieh' wo sie aussteigen; wir wollen gemächlich folgen und Dich am Stadtthore wieder treffen.“

„Der Reitknecht gab seinem Pferde sofort die Sporen und hatte die Reisenden beinahe eingeholt, als wir zu unserm Schrecken und Erstaunen einen Schuß fallen hörten und ihn vom Pferde stürzen sahen.

„Wüthend über diesen durch nichts gerechtfertigten Angriff, setzte der Herzog, ohne sich einen Augenblick zu besinnen und taub gegen meine Bitten, sein Pferd sofort in Galopp und verfolgte die Mörder. Ob sie ihn kannten oder ob sie, weil er in Uniform war, seine Absicht falsch verstanden, weiß ich nicht — denn wir fanden später, daß der Wagen mit geschmuggelten Waaren beladen war — aber als sie sahen, daß er sie einholen würde, feuerten sie ein zweites Pistol ab und erschossen ihn auf der Stelle. Dann lenkten sie den Wagen herum und suchten, anstatt die Straße nach Lisle weiter zu verfolgen, so schnell als möglich wieder zurück über die Grenze zu kommen.

„Ich hatte jedoch wenigstens den Trost, ihr Entkommen zu verhindern. Mein Pferd war sehr rasch, und in meinem aufgeregten Zustande, der mir nicht erlaubte, an Gefahr zu denken, verfolgte ich sie, so schnell ich konnte. Gerade in dem Augenblicke, wo sie sich bald in Sicherheit zu glauben anfingen, begegnete ihnen eine Abtheilung von dem Regimente des Herzogs, welche fouragiren gewesen, und es gelang mir, die Bösewichter festnehmen und nach Lisle zurückbringen zu lassen. Warum sie mich nicht auch erschossen, weiß ich nicht — vielleicht hatten sie keine Munition mehr, denn ich glaube kaum, daß sie mich aus anderen Gründen schonten.

„Ich will,“ sagte Mabel, welche, als sie diesen Theil ihrer Geschichte erreichte, vor Schmerz und Kummer kaum weiter sprechen konnte, „ich will Sie, mein Herr, nicht durch eine Schilderung meiner Empfindungen aufhalten — ich überlasse dies Ihrer Einbildungskraft. Ich werde blos noch die Umstände erwähnen, von denen ich glaube, daß Sie ein Interesse daran haben.

„Die beiden Verbrecher wurden natürlich zur Haft gebracht, und sobald ich im Stande war, vor Gericht zu erscheinen, vorgeführt und meine Aussagen gegen sie zu Protokoll genommen.

„Sie gestanden nichts und räumten nichts ein; der Inhalt des Wagens aber war schon hinreichend, die Beweggründe ihrer Expedition und den Ursprung ihrer Befürchtungen zu erklären.

„Er war, wie ich schon sagte, mit geschmuggelten Waaren der kostbarsten Gattung angefüllt, und es war jeder Grund vorhanden, zu glauben, daß sie auf ihrer ersten Reise durch Lisle kurz zuvor eben so viel aus Frankreich mit hinausgenommen hatten als sie jetzt hereinbrachten.

„Da ich, als ich meine Aussage gethan, fand, daß meine Gegenwart erst in einigen Wochen wieder nöthig sein würde und daß es mir mittlerweile frei

stünde, zu reisen, wohin ich wollte — so beschloß ich, diese Zwischenzeit auf einen Versuch zu verwenden, das Geheimniß von Mr. Wentworth's Tode zu durchdringen und mich von dem Verdachte zu reinigen, den meine Abwesenheit mir zugezogen. Ich fühlte, daß es um so nothwendiger sei, dies zu thun, weil diese Männer ohne Zweifel ihr Verbrechen auf dem Schaffot büßen müssen und dann mit Oberst Jones wahrscheinlich alle Möglichkeit erlöschen würde, dieses Geheimniß zu enthüllen.

„In dieser Absicht machte ich mich ohne Verzug auf den Weg nach Paris, aber ich sollte, ehe ich diese Stadt erreichte, noch ein zweites Beispiel ihrer Schurkerei erfahren. An dem Morgen, wo ich Lisle verließ, bemerkte ich, als wir durch ein kleines Dorf kamen, eine Anzahl Landleute um die Thür einer Hütte versammelt, und als wir näher kamen, sah ich zwei Damen in anscheinend sehr erschöpftem Zustande auf Stühlen an der Thür sitzen, während die Umstehenden ihnen einige Erfrischungen reichten. Die Seltsamkeit dieses Anblicks erweckte meine Neugier, und überdies lag etwas in der äußern Erscheinung der jungen Damen, was mich vermuthen ließ, daß sie Engländerinnen seien.

„Ich ließ daher den Wagen Halt machen und bat

Courtois, der bei mir war, zu fragen, ob etwas vorgefallen sei, wobei ich von Nutzen sein könne. Er erfuhr von den Bauern, die beiden Damen, die ich hier sähe, seien kurz zuvor ganz erschöpft von Müdigkeit und Hunger in das Dorf hereingewankt — es wären Ausländerinnen, die nicht französisch sprechen könnten — und man wisse nicht, wo sie her kämen oder wo sie hin wollten.

„Als ich dies hörte, stieg ich aus, drängte mich hindurch und redete die Unglücklichen in englischer Sprache an, indem ich sie fragte, ob ihnen irgend etwas zugestoßen sei, und ob ich ihnen in irgend etwas behilflich sein könne.

„Die armen Geschöpfe! ich glaube, eine Stimme vom Himmel hätte sie nicht mit größerer Freude zu erfüllen vermocht. Alles, was ich jedoch in diesem Augenblicke von ihnen erfuhr, war, daß sie aus einem Hause entflohen waren, wo sie geglaubt hatten, ihr Leben sei in Gefahr, und daß sie hofften, ihren Vater in Paris zu finden, wohin sie mich baten, sie mitzunehmen.

„Diesem Wunsche war ich natürlich sofort bereit, zu entsprechen, und man half ihnen in meinen Wagen. Sie waren so erschöpft, daß ich es nöthig fand, den

folgenden Tag Rast zu halten, und wir blieben daher in Abbeville, wo ich erst die Umstände erfuhr, welche sie in die seltsame Lage gebracht, worin ich sie gefunden.

„Ich will Sie jetzt nicht mit den Einzelnheiten ihrer traurigen Geschichte aufhalten. Es genüge, wenn ich sage, daß die beiden Männer, Oberst Jones und Dillon, die Eltern dieser Mädchen und diese selbst betrogen hatten. Eine davon war wirklich an Dillon verheirathet, welcher von ihrem Vater eine bedeutende Summe als Mitgift erhalten hatte. Sie hatten sie nach Frankreich geführt und dann aus irgend einem Grunde, den sie sich nicht denken konnten, nach einem einsamen Gasthofe, einige Meilen von dem Platze, wo ich sie fand, gebracht und hier verlassen.

„Als ich nach Paris kam, fragte ich sogleich in dem Hotel, wo sie gewohnt, nach ihren Freunden, aber obschon zwei Herren dort sich nach ihnen erkundigt hatten, so konnten wir doch nicht ermitteln, wer diese gewesen oder wo sie zu finden waren.

„Unter diesen Umständen und von dem Wunsche getrieben, die Verbrechen dieser Schurken an's Licht bringen zu helfen, beschloß ich, anstatt an Sie zu schreiben, wie ich mir vorgenommen, die jungen Damen nach England zu begleiten, sie ihren Freunden wieder

zuzuführen und eine mündliche Unterredung mit Ihnen, mein Herr, zu suchen.

„Als ich Clapham erreichte, wo meine Schützlinge wohnen, erfuhr ich, daß ihr Vater vor ungefähr zehn Tagen sich auf den Weg nach Paris gemacht hatte, um sie zu holen.“

Elftes Kapitel.

Mehr Licht.

Man kann sich leicht denken, daß Mr. Simpson keine Zeit verlor, den Hauptinhalt von Mabels Geschichte Mr. Olliphant mitzutheilen, der sofort eine Unterredung mit ihr hatte, während welcher er sich vollkommen überzeugte, daß der Verdacht, den Mr. Gaveston's seltsames Benehmen in Oakfield zuerst erweckt hatte, nur zu wohl gegründet war.

Mittlerweile eilte Mr. Simpson nach Knightsbridge, um sich zu überzeugen — obschon er es kaum bezweifeln konnte — daß die Julia Clerc, der er das Leben gerettet, und die, welche Mabel in ihrer Krankheit besucht, eine und dieselbe Person wären.

Zu seinem Erstaunen aber fand er den Laden geschlossen und das Haus unbewohnt, und die Nachbarn

theilten ihm mit, daß zwei Nächte zuvor Mistreß Clerc wie man glaubte, in der Begleitung eines Herrn fortgegangen sei und man seitdem nichts wieder von ihr gehört habe.

Dies war eine neue Bestätigung seines Verdachts. Es ließ sich nicht bezweifeln, daß der Herr Mr. Gaveston war, und Mr. Olliphant errieth sofort seine Beweggründe. Er sah, daß nicht blos Gaveston und Godfrey eine und dieselbe Person waren, sondern auch, daß Julia Clerc die Frau sei, welche die Kleider an Isaak Levy verpfändet und später von Dyson oder Jones, wie er nun heißen mochte, beauftragt worden war, einen Versuch zur Wiedererlangnng jenes Pergaments zu machen, und daß Gaveston, nachdem er sie nach der Erzählung, die ihm darüber mitgetheilt worden, errathen, sie ausdrücklich in der Absicht aufgesucht hatte, ihre Aussage und ihr Zeugniß unmöglich zu machen.

„Aber wenn menschliche Anstrengungen seine Pläne vereiteln können," sagte Mr. Olliphant, „so soll er sich doch noch täuschen. Um jedoch ganz sicher zu gehen, wollen wir einen Besuch bei jener Mistreß Wetherall abstatten, welcher, wie Sie sagen, Julia Clerc ihre Geschichte ausführlich erzählte, während Sie dieselbe blos den Umrissen nach kennen. Von ihr erfahren wir vielleicht, ob der Name ihres Verführers Godfrey war."

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß Mistreß

Wetherall's Zeugniß ihren Argwohn vollkommen bestätigte und kein Zweifel an der Identität der betreffenden Personen übrig blieb.

„Nun," sagte der Advocat, „möchte ich Eins wissen, nämlich, ob Gaveston uns nach London nachgereis't ist. Um dies gewiß zu erfahren, müssen wir wohl an Jeremias schreiben, ausgenommen, Sie wissen, wo er gewöhnlich einkehrt."

„Ich glaube, in Lavals Hotel in Bedfordstreet," entgegnete Mr. Simpson. „Ich weiß, daß er diesem Hause den Vorzug gab, weil es ein französisches ist. Auf alle Fälle wird es sich der Mühe verlohnen, dort nachzufragen."

„Ja, Sir," antwortete der Kellner auf Befragen. „Mr. Gaveston war am Sonnabend Abend auf einige Minuten hier. Ich glaube, es war zwischen zehn und elf Uhr. Er schien in großer Eile zu sein und kam blos herein, um zu sagen, es werde ein Brief für ihn bei uns abgegeben werden, den wir ihm sofort nach Paris poste restante nachschicken sollten."

„Dieser Brief ist es eben, weßwegen wir nachfragen," sagte Mr. Olliphant. „Mr. Gaveston bat uns, denselben abzuholen und ihm nachzuschicken, weil er nach seinem Hiersein seinen Reiseplan geändert hat."

„Hier ist er, Sir," sagte der Kellner; „er traf erst heute Morgen ein."

Mr. Olliphant bezahlte das Porto und ging mit dem Briefe fort.

„Nun,“ sagte er, „wissen wir wenigstens, wo wir von ihm hören werden, denn entweder geht er nach Paris oder schreibt, wohin ihm der Brief gesendet werden soll. Ohne Zweifel,“ bemerkte er, indem er in den Brief hineinlugte, „enthält dieses Schreiben da etwas Wichtiges, sonst würde er sich nicht so viel Mühe gegeben haben, es zu bekommen. Ich möchte gern wissen, was darin steht.“

„Und ich glaube, Sie werden es auch lesen,“ sagte Mr. Simpson lächelnd, „denn wozu hätten Sie sonst den Brief mitgenommen?“

„Es war der Impuls des Augenblicks,“ entgegnete der Advocat, „aber es sind verschiedene Gründe vorhanden, aus welchen dieser Brief sehr wichtig sein kann, und ich glaube, dieselben rechtfertigen mich hinreichend, wenn ich ihn öffne. Erstens sind wir auf der Verfolgung eines Verbrechers begriffen, denn an Gavestons Schuld zweifle ich jetzt eben so wenig, als an meinem eigenen Leben — und wir müssen alle möglichen Mittel benutzen, welche zu seiner Entlarvung führen können. Zweitens bin ich, die Wahrheit zu gestehen, sehr besorgt um das Schicksal der unglücklichen Frau, die er mit sich fortgeführt hat, und sehr geneigt, keine Zeit zu verlieren,

um sie seinen Klauen zu entreißen und ihre Aussage zu hören. Ha!“ rief er, indem er die Seiten des Briefes zusammen drückte und wieder hinein lugte, „was da, was da!“ Und er begann das Siegel zu erbrechen.

„Was steht denn darin?“ fragte Mr. Simpson.

„Ich sehe einen Namen,“ sagte Mr. Olliphant, „der mich bewegen könnte, eine steinerne Wand mit eben so wenig Umständen zu durchbrechen, als ich dieses Siegellack erbreche — es steht etwas von diesem andern Bürschchen, von Jones, darin. Seht, der Brief ist von Borthwick; was kann der mit der Sache zu thun haben?“

„Lassen Sie hören,“ sagte Mr. Simpson, und Mr. Olliphant las, wie folgt:

„Sir — Ihrem Befehle gemäß schreibe ich, um Ihnen zu melden, daß ich mit umgehender Post von dem Agenten Antwort bekommen habe. Sie glauben, Mr. Remorden sei gegenwärtig in Paris, und haben den Auftrag, unter der Adresse Oberst Jones poste restante an ihn zu couvertiren.

„In Bezug auf das kleine Grundstück, wovon wir mit einander sprachen, habe ich den Contract aufgesetzt und dem Advocaten Brice vorgelegt. Morgen werde ich ihn mit der Post an Sie absenden, damit Sie die

Güte haben können, ihn mit Ihrer Unterschrift zu versehen.

„Ich habe die Ehre, zu sein

„Ihr gehorsamer Diener

„Gregory Borthwick.“

„Tausend Dank, Mr. Gregory Borthwick,“ sagte Mr. Olliphant. „Ihr Brief ist unschätzbar, obschon ich diese Haus- und Straßengeschichte nicht recht verstehe. So viel weiß ich, daß schon vor der Zeit von Mr. Wentworth's Tode Franklin mir sagte, dieses verwünschte alte Herrenhaus habe früher einen Theil einer Besitzung ausgemacht, die seit vielen Jahren der Familie Remorden gehört, welche früher zu den wohlhabendsten und einflußreichsten in der Grafschaft gehörte; dieselbe sei jedoch von einer Reihe von Unglücksfällen, die beinahe ein Verhängniß zu sein geschienen, betroffen worden, bis das Besitzthum sehr zusammen geschmolzen und die Familie fast ausgestorben sei. Der letzte Besitzer war im Auslande gestorben, wohin er um einer Frau willen gereis't war, und der Rest war einem Neffen, dem einzigen noch lebenden Sprößlinge der Familie, zugefallen. Ich entsinne mich noch recht gut, was Franklin über ihn sagte: „Er war,“ meinte er, „ein verschwenderischer Taugenichts, der das Wenige, was er hatte, bald durchbrachte, und da er keine Lust hatte, das Herrenhaus selbst zu bewohnen, und es auch nicht ver-

miethen konnte, weil es während der Abwesenheit des letzten Besitzers ganz baufällig geworden war, so war es zugeschlossen worden, bis der Gastwirth gegenüber sich erbot, für die Benutzung der untern Zimmer während der frequenten Jahreszeit eine Kleinigkeit zu bezahlen. Was Remorden selbst betrifft," setzte er hinzu, „so ist er seit Jahren nicht in dieser Gegend gesehen worden. Man sagte, er betheilige sich stark bei Wettrennen und verbringe seine Zeit theils in Newmarket, theils in den Londoner Spielhöllen. Was wollen Sie nun wetten, daß Remorden, Dyson und Oberst Jones eine und dieselbe Person sind?"

„Auf mein Wort, das kommt mir selbst nicht unwahrscheinlich vor," antwortete Mr. Simpson.

„Und was sagen Sie zu einer Reise nach Paris? In einer solchen Sache muß zu einer oder zwei Wochen Zeit werden, und übrig ns fühle ich, daß ich, so lange ich nicht in dieser Sache auf's Reine bin, zu keinem andern Geschäft ordentlich fähig sein werde. Wenn dieser Bursche, Oberst Jones, nahe daran ist, einen Kopf kürzer gemacht zu werden, so ist er vielleicht geneigt, sein Gewissen zu entlasten, ehe er das Schaffot besteigt. Ueberdies wird er auch den sehr natürlichen Wunsch hegen, auch seinen Freund Gaveston mit in die andere Welt hinüber zu nehmen, und auf diese Weise erfahren wir vielleicht die Wahrheit. Abgesehen davon, entdecken

wir wahrscheinlich auch, was aus Julia Clerc geworden ist."

Mr. Simpson ließ sich um seine Einwilligung in diesen Vorschlag nicht lange bitten, nur schlug er die Abänderung vor, daß sie, wenn es Mabel recht wäre, in Gesellschaft dieser Dame reis'ten, für die er sich, wie er selbst gestand, nicht wenig interessirte.

„Sie war mit allen Elementen der Tugend ausgestattet," sagte er, „und nur Unwissenheit und unrichtig angewendeter Ehrgeiz führten sie auf Abwege. In einer andern Stellung geboren und auf vernünftige Weise erzogen, wäre sie ein edles Wesen geworden, obschon sie dies auch jetzt ist, trotz ihrer Verirrungen."

„Und man braucht ihr blos in's Gesicht zu sehen, so vergißt man Alles," sagte der Advocat mit schlauer Miene.

„Ja, sie ist ein schönes Weib," antwortete Mr. Simpson mit Wärme, „und es müßte ein kieselhartes Herz sein, welches sie nicht bemitleiden und ihr nicht verzeihen wollte."

„Das meine ist kein solches," sagte Mr. Olliphant wieder ernster. „Ich thue Beides und werde mich glücklich fühlen, mit ihr zu reisen und ihr dienlich zu sein, wenn es in meinen Kräften steht."

Mabel nahm die angebotene Begleitung bereitwilligst an. Gleich den meisten andern Leuten, die

eine Stunde in Mr. Simpsons Gesellschaft zugebracht, empfand sie Zuneigung zu ihm und war froh, Freunde erworben zu haben. Das Leben ist schwer ohne Freundschaft! Es ist sicherlich eine der schwersten Strafen, welcher Frauen anheim fallen, die von dem Pfade der Tugend abgewichen sind, daß sie nur selten Freunde haben können. Wenig Männer sind großmüthig genug, uneigennützige Freunde gegen sie zu sein; die Tugendhaften ihres eigenen Geschlechts können und dürfen es nicht sein, und unter den Lasterhaften ist keine wahre Freundschaft möglich.

Zwölftes Kapitel.

Die Anschläge des Gottlosen werden zu Schanden.

Obschon Mr. Gaveston nicht wagen konnte, seine Abreise von London so lange aufzuschieben, bis er die Nachricht erhalten hätte, die Borthwick ihm verschaffen sollte, so beschloß er doch aus vielen Gründen, sich unverweilt auf den Weg nach Paris zu machen. Einer davon war, daß er hoffte, dort sich seiner unglücklichen Begleiterin auf eine leichtere Weise entledigen zu können, als an einem kleinen Orte, und ein zweiter, daß er in Gemäßheit der Adresse, welche Julia von Remorden mitgetheilt erhalten, entweder hoffte, diesen dort zu finden, oder auf dem Postbureau seine Wohnung zu erfahren.

Er reis'te daher Tag und Nacht, bis er die Hauptstadt erreichte, und als er angekommen war, miethete er,

nachdem er die erste Nacht in einem Gasthofe in der Nähe des Fahrpostbureau's zugebracht, seiner Begleiterin am folgenden Tage eine armselige Wohnung in der Faubourg Montmartre, während er seine eigene Wohnung in einem heiterern und vornehmeren Theile der Stadt nahm.

Da einer der wichtigsten Beweggründe seiner Reise der war, eine Unterredung mit dem Besitzer des Herrenhauses zu erlangen, so verlor er keine Zeit, sich auf der Post nach Borthwicks Briefe und nach der Wohnung des Obersten Jones zu erkundigen, erfuhr aber von beiden nichts. Borthwick's Brief war aus Gründen, die der Leser bereits kennt, nicht eingetroffen, und was den Obersten Jones betraf, so lagen schon seit mehrern Tagen Briefe an ihn da, waren aber noch nicht abgeholt worden. Dies war eine sehr schlimme Enttäuschung, weil dadurch bedeutende Verzögerungen herbei geführt werden konnten. Er wußte nicht, wie er sich die Sache erklären, oder in welcher Richtung er seine Forschungen fortsetzen sollte. Der Oberst war vielleicht gar nicht nach Paris gekommen, oder auch schon wieder abgereis't, oder auch noch da, und hatte bloß versäumt, seine Briefe abzuholen.

Mr. Gaveston wußte wohl, daß er auf dem Postbureau wahrscheinlich erfahren würde, was er zu wissen wünschte, nämlich, ob Remorden wirklich unter dem

Namen Jones reis'te; aber bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge und im Hinblick auf die Pläne, mit welchen er umging, wünschte er nicht, sich an dieser Stelle sehr bemerkbar zu machen oder Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, was sehr leicht geschehen konnte, wenn er durch seine Fragen seine Bekanntschaft mit einem Manne verrieth, der wahrscheinlich schon als ein Mensch von verdächtigem Charakter oder als etwas noch Schlimmeres markirt war. Er konnte das nicht wissen, denn wie Remorden gelebt hatte, oder was er vielleicht gethan, was die Augen der Polizei auf ihn gelenkt, darüber war er nicht im Mindesten unterrichtet.

Er verwendete daher die Zwischenzeit des unvermeidlichen Aufschubs zum Besuche der Spielhäuser in der Nähe des Palais-Royal und anderer dergleichen Sammelplätze, wo er es für wahrscheinlich hielt, mit Remorden, wenn derselbe in Paris wäre, zusammen zu treffen. Außerdem beschäftigte er sich mit allerhand Plänen, und wog die Schwierigkeiten ab, die er zu bekämpfen haben würde, wenn er sich Julia's auf irgend eine Weise zu entledigen versuchte, wodurch sie für immer ihm aus dem Wege kam und ihr Zeugniß unzugänglich ward. Aber es war nicht leicht, einen andern Weg zu entdecken, als einen, und dieser eine war, abgesehen von Reue, Mitleid und andern dergleichen Gefühlen (deren Mr. Gaveston, gleich andern schlechten

Menschen sich doch nicht ganz entäußern konnten) sehr schwierig und gefährlich.

Um Julia zu bewegen, ihn zu begleit.n, nachdem die Unterbrechung durch den Nachtwächter die grausame That, die er bereits auf dem Puncte gestanden, zu begehen, gefährlich für ihn selbst gemacht, hatte er ihr vorgelogen, seine Gattin sei gestorben und er habe Julia schon lange in der Absicht gesucht, um das ihr früher angethane Unrecht durch wirkliche Verheirathung mit ihr wieder gut zu machen. Auch ward es ihm nicht schwer, vielerlei und für ihr einfaches Gemüth hinreichende Gründe anzuführen, welche es wünschenswerth erscheinen ließen, daß die Ceremonie privatim im Auslande stattfinde. Auch hatte er ihr bei ihrer Ankunft in Paris mit leichter Mühe eingeredet, daß es am besten sein würde, wenn sie einige Zeit getrennt von ihm wohne, bis er sie als seine Gattin in den Kreis seiner Bekannten und Freunde einführen könne.

So weit war Alles leicht, und sie, wie stets, demüthig, gehorsam und arglos, fügte sich ruhig in den Zwang, den er ihr auflegte, und erwartete geduldig die Erfüllung seines Versprechens. Aber nun kam die Schwierigkeit. Er dachte zuweilen daran, sie wirklich — sie war schon Katholikin und er hätte sich aus einem einstweiligen Uebertritte nichts gemacht — unter den Namen Godfrey und Mistreß Dyson, unter welchen sie

gereis't waren — zu heirathen und sie dann in eine Irrenanstalt einsperren zu lassen, was damals sich sehr leicht bewirken ließ; aber dann konnte sie vielleicht entwischen oder einen Brief nach England spediren. Es gab ja hier einen bequem gelegenen und einladenden Fluß — es gab ja auch Gift.

Auch noch ein vierter Ausweg fiel ihm ein, der, weil er weniger extrem und sicherer war, als irgend ein anderer — den Tod ausgenommen — in seinen Augen den Vorzug zu verdienen schien, nämlich, sie einem fanatischen oder gewissenlosen Priester zu überantworten, und entweder durch Ueberredung, Einschüchterung oder Gewalt in ein Kloster sperren zu lassen. Dieser Maßregel aber stellten sich zwei Hindernisse in den Weg; das eine war die Existenz des Kindes, welche Julia ganz gewiß abhielt, einen solchen Schritt mit ihrer eigenen Einwilligung zu thun, und das andere war, daß Zeit dazu gehörte, und die hatte Mr. Gaveston nicht übrig.

Er befand sich seit einigen Tagen in Paris und schwebte immer noch in dieser peinlichen Umgewißheit, als er, nachdem er während eines Spazierganges auf den Boulevards in ein Kaffeehaus getreten war und die auf dem Tische liegende Zeitung ergriffen hatte, den Namen Oberst Jones darin erblickte. Als er den betreffenden Aufsatz las, fand er, daß derselbe eine Andeutung auf den bevorstehenden Prozeß dieses würdigen

Mannes wegen Ermordung des Herzogs von Rochechouart und seines Dieners in Lisle enthielt.

Mr. Gavestons Herz hüpfte vor Freuden von dieser Neuigkeit; von diesen beiden Personen, die er am meisten fürchtete, war das Leben der einen in seiner Gewalt und das der andern sollte den Gesetzen geopfert werden. Wenn es ihm daher gelang, sich der erstern zu entledigen und mit der andern eine Unterredung vor der Hinrichtung zu erlangen, so glaubte er, dem Schicksal trotzen und sich seiner Furcht entschlagen zu können. Allerdings lebte wahrscheinlich Mabel noch; aber wenn sie sich, wie Julia gehört, in Frankreich glücklich verheirathet hatte, so war es nicht wahrscheinlich, daß sie jemals etwas von dem Trauerspiele in Oakfield hören, oder wenn sie etwas hörte, sich blosstellen würde, um das Geheimniß zu durchschauen.

Die Nothwendigkeit aber, sobald als möglich Lisle zu erreichen, ward dringend, und er mußte sich über die ferner zu befolgende Handlungsweise rasch entscheiden. Er legte die Zeitung hin, stemmte beide Ellnbogen auf den Tisch, senkte das Gesicht in die Hände und saß einige Minuten lang in tiefen Gedanken. Dann stand er auf, knöpfte seinen Rock zu, ergriff seinen Hut und ging nach der Thür.

„Geben Sie mir ein Glas Branntwein,“ sagte er zu dem Kellner, indem er auf der Schwelle stehen

blieb, und nachdem er dieses hinunter gestürzt, ging er fort und schlug mit raschem Schritte den Weg nach der Rue du Faubourg Montmartre ein.

„Ja," sagte er unterwegs bei sich selbst, „Niemand kann ihre Spur finden, wenn sich auch Jemand, was nicht wahrscheinlich ist, die Mühe nehmen sollte, ihr nachzuforschen. Die Leute des Hauses wissen auch nicht, wo sie her kommt oder wer sie ist, und werden sich, sobald sie nur ihre Miethe bezahlt erhalten, auch nicht darum bekümmern, was aus ihr geworden ist. Morgen früh reise ich nach Lisle, und wenn ich eine Unterredung mit Remorden erlangen kann, so glaube ch, ich werde im Stande sein, ihn zu bereden. Was zum Teufel kann es ihm verschlagen, wenn er todt ist? Und dann kann ich fast wieder in Oakfield sein, ehe man mich vermißt hat."

Und sich mit diesem ermuthigenden Gedanken tröstend, ging er rasch seinen Weg weiter·

In dem Hause, wo Julia wohnte, und in derselben Etage, wohnte zufällig auch ein junger Künstler, ein aufdämmerndes Genie, welches durch Armuth und Dunkelheit hindurch dem Ruhme entgegen kämpfte. Die Thür seines Zimmers war der ihrigen gerade gegenüber, und er hatte auf diese Weise häufig Gelegenheit, sie zu sehen; auch war er Gaveston mehrmals auf der Treppe begegnet und zufällig zugegen gewesen, als er

mit dem Hauswirth den Handel wegen der Miethe abschloß. Die Gesichter beider Personen waren dem jungen Künstler aufgefallen, und er hatte, den Gedanken, den sie eingaben, festhaltend, sie gezeichnet, in der Absicht, diese Skizze zu einem Gemälde zu benutzen, welches er auszuarbeiten gedachte und welches einen Mann vorstellen sollte, der in einem Anfalle von ungegründeter Eifersucht seine Gattin um's Leben bringt.

Vor der unglücklichen Reise des Herzogs von Rochechouart hatte dieser junge Mann eine Empfehlung an ihn erhalten, und der Herzog war auf Mabels Zureden bereit gewesen, sich von ihm portraitiren zu lassen. Die Arbeit war angefangen, aber nicht fertig, als die Abreise des Herzogs das Werk unterbrach, und als Mabel nach seinem Tode nach Paris zurückkam, ließ sie den Maler rufen und fragte ihn, ob er glaube, daß er das Bild aus dem Gedächtniß fertig malen könne. Er sagte, er getraue sich es, und versprach, den Versuch zu machen.

Da Mabel kein Portrait von Rochechouart besaß, so war dies eine Sache, die ihr sehr am Herzen lag, und an demselben Tage, wo sie mit Simpson und Olliphant in Paris ankam, schickte sie Courtois zu dem Manne, um ihr das Portrait zu bringen, damit sie sehen könne, wie weit es wäre, und Gelegenheit hätte, ihn auf etwaige Mängel aufmerksam zu machen.

Der Künstler verlor keine Zeit, dem Befehle zu gehorchen. Er raffte einige Skizzen, die auf dem Tische lagen und von welchen er glaubte, daß sie einen günstigen Begriff von seinen Talenten geben könnten, zusammen, steckte sie in die Tasche und begab sich mit dem Portrait in das ihm bezeichnete Hotel.

Das Portrait ward sehr ähnlich gefunden und entlockte Mabel viele Thränen, während die beiden Engländer ihre Bewunderung der Schönheit des Originals in beredten Worten zu erkennen gaben.

Nach einem längern Besuche entfernte sich der Mann, ganz erfreut über die erhaltenen Lobsprüche und die ihm ertheilte Erlaubniß, das Gemälde im Louvre ausstellen zu dürfen, wodurch er sich in weiteren Kreisen zu empfehlen gedachte. In dieser glücklichen Stimmung ließ er seine Skizzen liegen, die er bei seinem Eintritte auf einen Tisch geworfen, aber vergessen hatte, vorzuzeigen.

Er war schon einige Stunden fort, ehe sie bemerkt wurden, aber als dies geschah, wurden sie, da man die Absicht errieth, in welcher sie gebracht, aufgerollt und näher betrachtet.

„Schauen Sie," sagte Mr. Olliphant, indem er eine davon Mr. Simpson hinhielt, „sollte man nicht glauben, Gaveston habe zu diesem Kopfe gesessen? Die Aehnlichkeit ist außerordentlich."

„Das ist auch wahr,“ sagte Mr. Simpson, „die Aehnlichkeit ist wunderbar! Aber, gütiger Himmel! dieser Frauenkopf soll ganz gewiß Julia Clerc darstellen — sogar ihr Haar trägt sie auf diese Weise! Das ist sonderbar. Mit Einem Kopfe könnte es Zufall sein, aber mit beiden ganz gewiß nicht!“

Mr. Olliphant hatte Julia niemals gesehen und konnte daher die Aehnlichkeit nicht beurtheilen; Mabel aber sah sie deutlich und war eben so fest überzeugt als Mr. Simpson, daß die Köpfe wirkliche Portraits seien. Was die Sache noch auffälliger machte, war die Zeichnung an und für sich; die Köpfe waren sorgfältig gearbeitet, das Uebrige aber, obschon nur skizzirt, zeigte deutlich, daß der Mann mit einem Messer bewaffnet war und im Begriff stand, die Frau umzubringen.

„Ich will Courtois augenblicklich fortschicken, damit er ihn zurückhole,“ sagte Mabel, indem sie die Klingel zog.

„Thun Sie das,“ sagte Mr. Simpson; „ich habe keine Ruhe, bis ich dieses Geheimniß aufgeklärt weiß.“

„Wir wollen doch lieber selbst hingehen und Courtois kann uns den Weg zeigen,“ sagte Mr. Olliphant. „Wir können sonst am Ende den ganzen Abend warten.“

„Von Herzen gern,“ entgegnete Mr. Simpson, und nachdem Courtois instruirt worden, machten sich

alle Drei auf den Weg nach der Rue du Faubourg Montmartre.

Es war ungefähr acht Uhr, als sie das Haus verließen, und da sie die Stadt von einem Ende bis zum andern zu durchschreiten hatten, und beide Herren, weil ihnen die Stadt noch ziemlich fremd war, häufig stehen blieben, um dieses oder jenes Gebäude zu betrachten, so schlug es eben Zehn, als sie die Wohnung des Malers erreichten.

Sie trafen ihn zu Hause mit dem Portrait des Herzogs beschäftigt, weil er sich Mabels Andeutungen zu Nutze machen wollte, so lange sie ihm noch frisch im Gedächtniß waren. Nachdem sich die Herren wegen ihres späten Besuches entschuldigt, rollten sie die Skizze auf und verlangten zu wissen, ob diese Köpfe Portraits seien.

„Allerdings," antwortete der junge Mann; „die Dame wohnt hier in diesem Hause — sie ist meine Nachbarin gegenüber. Der Herr ist, glaube ich, ihr Freund, denn ihr Gemahl ist er nicht und wohnt auch nicht bei ihr. Der eigenthümliche Contrast dieser beiden Gesichter fiel mir so auf, daß ich nicht umhin konnte, sie mir behufs des Dessins zu einem großen Gemälde anzueignen, welches ich in der nächsten Zeit auszuführen gedenke."

„Wie lange wohnt sie denn schon hier?“ fragte Mr. Olliphant.

„Erst seit wenigen Tagen,“ antwortete der Maler; „ich war zufällig in dem Zimmer des Hausbesitzers, als sie kamen. Der Herr miethete die Wohnung auf eine Woche und bezahlte den Zins im Voraus, indem er sagte, sie würden wahrscheinlich durch Geschäfte schnell abgerufen werden, und es werde dann jede Verzögerung vermieden, wenn vielleicht der Hauswirth gerade abwesend wäre.“

„Und haben Sie sie seit dieser Zeit oft gesehen?“ fragte der Advocat.

„Ich begegne ihr häufig auf der Treppe,“ entgegnete der Maler; „sie geht sehr oft zu dem Portier, bei welchem sie sich holt, was sie braucht; auch den Herrn sehe ich zuweilen, größtentheils des Abends.“

„Geht sie aus?“ fragte Mr. Olliphant.

„Ich glaube nicht,“ entgegnete der junge Mann. „Sie erzählte, wie ich gehört habe, dem Hauswirthe, sie werde in der nächsten Zeit mit dem Herrn, der sie besucht, vermählt werden, und er wünsche nicht, daß sie sich viel sehen lasse, bis die Trauung vorüber sei.“

„Gütiger Himmel!“ rief Mr. Simpson. „Das arme Geschöpf! Wissen Sie, ob sie jetzt zu Hause ist? Glauben Sie, daß wir sie sprechen können?“

„Ich will Ihnen ihre Thür zeigen,“ antwortete

der Maler; „diese da ist es, gerade gegenüber, und hier ist die Klingel."

Die Klingel ward gezogen, aber blieb unbeachtet, und selbst auf wiederholtes Klingeln verrieth kein Laut von innen, daß das Zimmer bewohnt sei.

„Sie muß ausgegangen sein," sagte der Advocat.

„Oder zu Bett," bemerkte der Maler. „Sie schläft in einem innern Zimmer, und es ist sehr leicht möglich, daß sie das Klingeln nicht gehört hat."

Nachdem man noch einige Zeit mit keinem bessern Erfolge geläutet, schlug der Maler vor, den Portier zu fragen, welcher jedenfalls würde sagen können, ob sie ausgegangen sei.

„Ja," sagte der Portier, „sie ist ausgegangen. Hier ist ihr Schlüssel, den sie mir im Vorübergehen da ließ."

„War sie allein?" fragte Mr. Olliphant.

„Nein, ihr Freund war bei ihr," antwortete der Portier. „Es ist jetzt gerade eine halbe Stunde her."

„Nun, dann nützt es nichts, zu warten," sagte Mr. Olliphant; „wahrscheinlich wird er mit ihr zurückkommen, und es wäre besser, wenn wir sie erst allein sprächen."

„Wir können ja ein paar Zeilen da lassen, um sie zu warnen," sagte Mr. Simpson, „und dieser Herr hat vielleicht die Güte, ihr unser Billet gleich früh zuzustellen."

Dies geschah, und nachdem die beiden Herren Julia schriftlich empfohlen, vorsichtig zu sein, und ihr einen Besuch für den folgenden Tag versprochen, machten sie sich mit Courtois wieder auf den Heimweg.

Um die Rue de Vaugirard zu erreichen, wo sie sich eine Wohnung gemiethet, mußten sie den Fluß passiren; da aber die Nacht schön war und Courtois ihnen von allen den verschiedenen Localitäten, an welchen sie vorüber kamen, etwas Interessantes zu erzählen wußte, so nahmen sie ihren Weg längs des Quais der Tuilerieen und des Quais de la Conférence, mit der Absicht, weiter unten die Seine zu passiren und dann den Quai d'Orsay hinauf zu gehen.

„In diesem Flusse nehmen sich wohl viele Menschen das Leben, nicht wahr?“ fragte Mr. Simpson.

„Sehr viele,“ entgegnete Courtois, „besonders zu gewissen Jahreszeiten. Es scheint entweder eine Mode oder Epidemie zu sein. Ich habe schon sechs Leichen neben einander in der Morgue liegen sehn.“

Während sie diese Bemerkungen machten, waren sie am Anfange der Brücke, über welche sie gehen wollten, stehen geblieben und schauten über die Brustwehr hinunter.

„Meine Herren,“ rief ein kleiner Bettelknabe, der in der Richtung von dem Quai Debilly rasch auf sie zugelaufen kam, „da unten liegt eine Frau im Wasser

und ich kann sie nicht heraus kriegen. Um Gottes willen, helfen Sie mir!“

„Wo?“ riefen sie und eilten dem Knaben nach, der auf demselben Wege, den er gekommen, wieder zurück rannte.

„Da! da!“ rief er, „sehen Sie nicht? Sie hält sich noch an mein Reisbündel.“ Und als sie sich der Stelle näherten, bemerkten sie eine weibliche Gestalt in der Nähe des Ufers, welche sich bemühte, sich durch krampfhaftes Erfassen eines großen Reisbündels über dem Wasser zu halten.

„Retten Sie mich,“ rief sie, „o retten Sie mich, ich kann nicht länger!“

Was war zu thun? Das Ufer war steil und Keiner konnte schwimmen.

„Hören Sie,“ sagte der Bettelknabe, „Sie haben Taschentücher und auch einen Stock; binden Sie dieselben zusammen, befestigen Sie den Stock am Ende und werfen Sie ihn ihr zu. Vielleicht kann sie ihn erreichen und sich daran halten.“

Dies war nicht so bald gesprochen, als es auch geschah. Der Stock fiel quer über das Reisbündel hinweg. Die Frau erfaßte ihn, und während man langsam an den Tüchern zog, schwamm das Reisbündel an das Ufer, während sie sich noch an dieses und den Stock

festhielt. Sobald man ihre Hände erreichen konnte, zog man sie mit leichter Mühe vollends heraus.

„O, mein Reisbündel, mein Reisbündel schwimmt fort,“ rief der Knabe, sobald er sah, daß die Frau außer Gefahr war.

„Warte,“ sagte Mr. Simpson, „wir wollen sehen, ob wir es nicht auch retten können,“ und zog es zurück.

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ sagte der Knabe, indem er es aufraffte und über die Schulter warf. „Ich empfehle mich Ihnen!“ setzte er kopfnickend hinzu, und wollte fort laufen.

„Warte noch ein wenig, mein Junge,“ sagte Mr. Simpson; „Du darfst noch nicht fort. Vor allen Dingen sage mir, wie kam Dein Reisbündel in das Wasser?“

„Als ich die Frau nach Hilfe rufen hörte,“ sagte der Knabe, „lief ich herbei und versuchte sie mit meinen Armen zu erreichen, aber konnte nicht. Zum Glück kam ich vom Lande, wo ich den ganzen Tag gewesen bin, um Reisholz zusammen zu lesen, und ich dachte, sie könnte sich vielleicht an mein Bündel halten, bis ich Hilfe herbei geholt hätte, und deßhalb warf ich es ihr zu.“

„Du bist ein braver Bursche,“ sagte Mr. Simpson sehr erfreut, indem er dem Knaben auf den Kopf klopfte. „Wovon lebst Du denn?“

„Von Dem, was ich bekommen kann,“ antwortete

der Knabe. „Mich selbst könnte ich mit leichter Mühe ernähren, denn ich brauche nicht viel, aber ich habe auch noch für meine Mutter zu sorgen, und das macht die Sache schon schwieriger. Aber der liebe Gott hilft uns immer durch“

„Das verdienst Du auch,“ sagte Mr. Simpson, „da Du Dich selbst ernährst und auch Andere. Hier hast Du einen Louisd'or, und wenn Du morgen in das Hotel Baugirard kommen und nach Mr. Simpson fragen willst, so kann ich vielleicht noch etwas mehr für Dich thun.“

„Nach wem?“ fragte der Knabe. „Ich glaube, diesen Namen kann ich mir nicht merken.“

„Nun denn, so frage nach dem englischen Gentleman,“ sagte Mr. Simpson, „da wird man Dich schon berichten.“

„Ah, Sie sind Engländer!“ sagte der Knabe. Mr. Simpson hatte nämlich in seiner Jugend mehrere Jahre in Bordeaux zugebracht und sprach das Französische ganz fertig. „Ich glaube, es ist eine Landsmännin von ihnen,“ setzte er hinzu, indem er auf die Frau zeigte, welche, von Mr. Olliphant und Courtois geführt, voran ging.

„Wirklich?“ sagte Mr. Simpson, welcher in der Aufregung des Augenblicks nicht bemerkt hatte, daß die Frau in englischer Sprache nach Hilfe gerufen hatte.

„Eine Französin ist sie auf keinen Fall,“ sagte der Knabe.

„Sahst Du sie hinein fallen?“ fragte Mr. Simpson.

„Nein,“ antwortete der kleine Bursche; „wie ich schon gesagt habe, ich hatte den ganzen Tag Reisholz gesammelt und war eben zur Barrière de Reservoirs herein gekommen, und rannte so schnell, als ich konnte, den Quai entlang — denn ich muß bis zum Quai de la Grève, wo meine Mutter wohnt — als ich einen Schrei hörte. Ich dachte, derselbe käme aus dem Wasser, und lief darauf zu. Gerade in diesem Augenblicke rannte ein Mann an mir vorüber. Ich rief: „Warten Sie, warten Sie, hier ist ein Unglück passirt.“ Aber er lief nur um desto schneller. Dann sah ich die Frau und warf ihr mein Reisbündel zu, wie ich Ihnen schon erzählt habe. Adieu, meine Mutter erwartet mich und ich muß machen, daß ich nach Hause komme!“ Und im nächsten Augenblicke war der kleine Barfüßer verschwunden.

Mr. Simpson war es ganz warm um's Herz geworden und in seinen Augen schwamm eine gewisse Feuchtigkeit, welche er mit der umgewendeten Hand wegwischte. Dann rieb er seine beiden Hände stark an einander, zog sein Taschentuch heraus und schnäuzte sich — lächelte und schlug sich zwei Mal tüchtig vor die Brust

— und dann ging er rasch vorwärts, um die übrige Gesellschaft einzuholen.

„Was wollt Ihr denn mit ihr machen?“ sagte er zu Mr. Olliphant, als er diesen erreicht hatte.

„Courtois wird einen Ort ausfindig machen, wo wir sie einstweilen unterbringen können,“ entgegnete der Advocat. „Sie ist zu schwach, um Erklärungen abgeben zu können, aber sie sagt, sie wohne sehr weit von hier. Ich wollte, wir begegneten einem Fiaker, denn ich fürchte jeden Augenblick, daß sie ohnmächtig zu Boden sinkt.“

„Es wird nicht lange dauern,“ sagte Courtois. „Es ist sonderbar, daß sie nicht einmal den Namen der Straße nennen kann, welche sie bewohnt.“

„Der Knabe sagt, sie sei eine Engländerin,“ sagte Mr. Simpson.

„Ja,“ antwortete Mr. Olliphant, „nach ihrer Sprache ist sie das.“

In diesem Augenblicke sank die Frau, nicht länger im Stande, auch nur einen Schritt weiter zu gehen, zu Boden. Die Herren sahen sich nach allen Seiten um, aber bemerkten kein Haus in der Nähe, von welchem sie sich hätten Beistand versprechen können, denn es war jetzt Mitternacht vorüber und nur hier und da noch in den obern Stockwerken Licht zu sehen.

„Warten Sie hier!“ sagte Courtois. „Binnen fünf Minuten bin ich mit einem Wagen hier;“ und fort rannte er.

Die Frau lag mittlerweile auf der Erde ausgestreckt und die beiden Herren standen neben ihr.

„Ich glaube, es ist am besten, wir nehmen sie mit nach Hause,“ sagte Mr. Simpson, „besonders, da sie eine Engländerin ist. Wir könnten die ganze Nacht suchen, ehe wir ein für sie passendes Obdach und Unterkommen finden.“

„Ich denke das auch,“ entgegnete der Advocat. Und als der Wagen kam, ward sie hinein gehoben, und sie fuhren nach dem Hotel Vaugirard.

„Sehen Sie, Madame!“ sagte Courtois zu der Wirthin des Hauses, als sie die immer noch besinnungslose Frau hinein trugen, „wir haben einen tüchtigen Fisch gefangen.“

„Was ist denn das!“ rief die Dame. „Sie ist doch nicht todt? Hätten Sie sie doch lieber nach der Morgue gebracht.“

„Sie muß sogleich ausgekleidet und in ein warmes Bett gebracht werden,“ sagte Mr. Simpson, indem er herantrat, um ihr den Strohhut abzunehmen, der, vom Wasser durchweicht, ihr bis jetzt über das Gesicht

herab gehangen hatte. „Und Sie, lieber Courtois, haben die Güte, sogleich einen Arzt herbei zu holen. Gütiger Himmel!“ rief er, als er den Hut abnahm und die Züge des Weibes erblickte — „es ist Julia selbst! Es ist die arme Julia Clerc!“

Dreizehntes Kapitel.

Ein mitternächtliches Abenteuer.

Es war spät am Nachmittage, als Susanne die Stadt Lisle verließ, um den Rückweg nach dem einsamen Gasthause anzutreten. Die Nacht war daher schon eingebrochen, als sie das Aushängeschild erreichte, welches auf einem Pfahle an der entgegengesetzten Seite der Straße angebracht war und eine schlechtgemalte weibliche Figur zeigte, welche den Finger auf den Mund hielt, wodurch die stumme Wirthin vorgestellt ward.

Erfreut, sich schon in so großer Nähe ihres Ruheplatzes zu befinden — denn sie war müde und um das Schicksal der jungen Damen besorgt, — schritt sie um so rascher dem Hause entgegen.

Entweder in Folge der ungewöhnlichen Ehrlichkeit der Bewohner jener Gegend, oder der Furchtlosigkeit der

Bewohner des Gasthauses, hatte dasselbe keine Fensterläden und die Thür stand gewöhnlich offen, bis die Familie sich zu Bett begab. Das Gastzimmer oder die Küche, welche der gemeinschaftliche Versammlungsort für Alle und das einzige Gemach im Hause war, welches einen Kamin hatte, lag auf der rechten Seite der Thür — das heißt, nach Lisle zu, und Susanne mußte an dem Fenster dieses Zimmers vorbei, ehe sie eintreten konnte.

Ein über die Straße herüberschimmerndes Licht verrieth ihr, daß die Familie sich noch nicht zur Ruhe begeben hatte, und sie näherte sich daher dem Fenster, um zu sehen, was in dem Zimmer vorgehe, ehe sie selbst hineinginge. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie, anstatt Herrn und Madame Le Clerc, Rauque und ihre jungen Damen zu sehen, gewahrte, daß das Zimmer von drei Männern gehütet ward, von welchen Zwei Uniformen und Einer Civilkleider trugen. Von den Beiden in Uniform saß der Eine in Le Clerc's Armstuhle und sie erkannte sofort in ihm einen von denen, welche sie in der Zollwache auf ihrem Wege nach Lisle so rauh behandelt hatten; der Zweite saß mit dem Rücken nach ihr gewendet und sie konnte sein Gesicht nicht sehen, und von dem Dritten, welcher Civilkleider trug, konnte sie, da er mit dem Gesichte nach dem Feuer gewendet saß, nur das Profil unterscheiden.

Es war das eines jungen Mannes von anscheinend nicht viel über zwanzig oder höchstens zwei- bis dreiundzwanzig Jahren und außerordentlich schönen Gesichtszügen, deren Ausdruck, so viel sich in dieser Entfernung beurtheilen ließ, ein sehr freundlicher und angenehmer war. Die Stirn war hoch, die Nase feingeformt, die Oberlippe kurz und von stolzem Gepräge, die Mundwinkel sanft gekrümmt, die Gesichtsfarbe etwas gebräunt, mit einem rosigen Hauche auf den Wangen, das Haar dunkel, und die Schatten, welche unter den langen, dunkeln Wimpern hervorfielen, verriethen, daß die Augen von derselben Farbe waren. Sein Wuchs schien schlank, graziös und geschmeidig zu sein, und er trug einen blauen Rock, lederne Beinkleider und Stulpenstiefel. Die Beine hatte er vor sich hin auf den Heerd gestreckt, und alle Drei schienen sich sehr behaglich zu fühlen. Es stand eine Flasche mit mehreren Gläsern und den Ueberresten einer Mahlzeit auf dem Tische, und die Unterhaltung schien sehr lebhaft zu sein.

Susanne wußte nicht, was sie denken sollte. Sie blickte nach den obern Fenstern in die Höhe, aber es zeigte sich kein Licht an denselben. Dann fiel ihr ein, daß Rauque in einer Art Seitengebäude im Hinterhause schlief, und sie schlich sich um das Haus herum, um zu sehen, ob er dort wäre. Ein Licht war nicht da, und nachdem sie eine kleine Weile an der Thür gehorcht, wagte sie

die Klinke zu heben; es war Niemand da. Nun war sie überzeugt, daß auch nicht eine von den Personen, welche sie hier zurückgelassen, noch in dem Hause anwesend sei. Aber was konnte sie hinweggeführt haben? Wo waren sie hin? Aus der Anwesenheit der beiden Soldaten schloß sie fast, daß sie wegen eines Verbrechens verhaftet worden, und es fiel ihr ein, daß möglicher Weise von der Familie der jungen Damen Nachforschungen geschehen und dabei Herr und Madame Le Clerc als Mitschuldige in Verdacht gekommen seien.

„Wenn dies der Fall ist," dachte sie, „so sind sie wahrscheinlich nach der Stadt abgeführt worden, die ich so eben verlassen habe, oder am Ende auch nach Paris! Und was um aller Welt willen soll ich thun? Oder wie soll ich sie ausfindig machen?"

In ihrem ganzen Leben war sie noch nie in größerer Verlegenheit gewesen, was sie thun sollte. Abgesehen aber von ihrer Ungewißheit in jener Beziehung, hatte sie noch mit einer anderen, für den Augenblick dringlicheren zu kämpfen, und diese war, ob sie in das Haus hineingehen und vor den Männern, die sie durch das Fenster gesehen, erscheinen sollte oder nicht.

Nach dem Benehmen der Soldaten auf der Zollwache und der Behandlung, die sie im Verlaufe ihrer Expedition erfahren, hatte sie sich keine günstige Meinung von diesen Leuten gebildet, und sie fühlte in ihrer

Hilflosigkeit eine bedeutende Abneigung, sich an diesem einsamen Orte und zu so später Stunde ihren Händen zu überliefern. Allerdings fühlte sie zu dem schönen jungen Unbekannten mehr Vertrauen; aber der äußere Schein trügt oft, und wenn die Andern Lust hatten, sie zu mißhandeln, so wäre er, selbst wenn er gewollt hätte, doch nicht im Stande gewesen, sie zu schützen. Sie waren nicht blos viel stärkere und ältere Männer als er, sondern auch bewaffnet, und er nicht. Dann vermochte sie ja auch nicht zu erklären, wer sie sei und weßhalb sie hierher gekommen, und je mehr sie sich die Sache überlegte, desto abgeneigter fühlte sie sich, in das Haus hineinzugehen. Indessen, sie war müde und erschöpft, und sehnte sich nach einem Ruheplätzchen. Nach Lisle zurückzukehren, hatte sie weder die Kräfte noch den Muth.

Dies Alles erwägend und immer noch unschlüssig, was sie thun solle, schlich sie leise wieder nach der Vorderseite des Hauses, um noch einmal einen Blick in die Küche zu werfen. Als sie an der Stallthür vorüberging, glaubte sie ein Geräusch, wie von dem Hufe eines Pferdes zu hören, und nachdem sie eine Weile gehorcht, war sie davon überzeugt. Sie versuchte die Thür zu öffnen und hineinzugehen, aber sie war verschlossen. Indessen vermuthete sie, daß die Pferde den Soldaten gehörten, und setzte ihren Weg weiter fort.

Gerade als sie um die Ecke des Hauses bog, hörte sie die Vorderthür, welche bei ihrer Ankunft noch offen gestanden hatte, zuschlagen und verschließen, und als sie das Fenster erreichte, sah sie, daß die drei Männer von ihren Sitzen aufgestanden waren und zu Bett gehen zu wollen schienen. Einer der Soldaten öffnete einen Schrank und setzte die Flasche, die sie auf dem Tische gesehen, hinein, während der Andere die Asche über dem Holzfeuer zusammenschürte, damit es bis zum Morgen fortglimmen möchte. Der junge Unbekannte zündete mittlerweile ein Licht an, sagte den Andern gute Nacht und verließ das Zimmer, und nach wenigen Augenblicken sah sie das Licht in dem Zimmer oben, welches sie selbst mit den jungen Damen bewohnt, und bemerkte, wie, während er sich auskleidete, sein Schatten sich hin und her bewegte.

Auf diese Weise ward ihr vollkommen klar, daß ihre jungen Damen nicht mehr da waren, und als gleich darauf die beiden Soldaten, nachdem sie die Küche verlassen hatten, in dem Schlafgemache der Le Clercs zum Vorschein kamen, waren alle Zweifel über die Entfernung der früheren Bewohner des Hauses gehoben.

Zunächst hatte sie zu überlegen, wie sie die Nacht hinbringen sollte; denn da sie schon vorher nicht gewagt hatte, vor den Männern zu erscheinen, so konnte sie noch viel weniger jetzt daran denken, es zu thun, und das

einzige Obdach, welches ihr zur Verfügung zu stehen schien, war Rauque's Höhle. Es schien nicht wahrscheinlich, daß sie dort gestört werden würde, wenigstens nicht während der nächsten Stunden, und überdies fand sie doch dort eine Art Bett, welches aus einer auf der Erde liegenden Matratze mit Deckbett bestand und bei ihrer überaus großen Müdigkeit nicht zu verachten war.

Sie schlich sich daher wieder zurück, und nachdem sie den Platz, so gut als sie bei dem blassen Mondlichte vermochte, untersucht und nichts gesehen, was ihr Mißtrauen hätte können rege machen, schob sie den hölzernen Riegel vor, welcher die Befestigung der Thür ausmachte, und streckte sich dann, mit dem Vorsatze, sobald der Tag graue, wieder den Weg nach Lisle anzutreten, auf das unfeine Bett und fiel bald in festen Schlaf.

Sie hatte einige Zeit geschlafen, war aber von ihrer vorherigen Ermüdung noch so eingenommen, daß sie sich nicht recht ermuntern konnte, als sie ein Geräusch in ihrer Nähe bemerkte. Sie drehte sich auf die andere Seite und versuchte wieder einzuschlafen, aber das Geräusch ward immer lauter und kam, wie es chien, immer näher. Aber der Schlaf hielt sie noch fest umschlungen, und obschon sie es hörte, so war sie doch nicht wach genug, um darauf zu achten, oder zu überlegen, was es wohl sein könne. Gleich darauf ließ sich ein Schall, wie von einem schweren Schlage ver=

nehmen, der plötzlich und so laut erdröhnte, daß sie die Augen aufschlug. Aber sie vermochte nichts Ungewöhnliches zu entdecken. Alles schien, so weit sie sehen konnte, gerade noch so zu sein, wie es war, als sie sich niederlegte, und sie wollte eben die Augen wieder schließen, als der Schlag so deutlich wiederholt ward, daß sie in ihrem Bette in die Höhe fuhr und nach der Thür blickte, in der Erwartung, dieselbe sich öffnen zu sehen. Während sie noch hinsah, erdröhnte der Schlag von Neuem, und nun, da sie wacher geworden, bemerkte sie, daß er nicht von der Thür, sondern, wie ihr schien, unter dem Boden hervorkam. Er war übrigens viel zu laut, und gar nicht wie das Geräusch, welches von Ratten oder dergleichen unterirdischen Bewohnern hervorgebracht wird, und sie saß angsterfüllt da, während die Schläge fortdauerten und immer heftiger und deutlicher wurden.

Plötzlich glaubte sie, das Bett bewege sich unter ihr, und von Entsetzen ergriffen, sprang sie in die Mitte des Gemachs. Das schwache Mondlicht, welches nur durch ein schmales Fenster hereinfiel, war viel zu matt, als daß sie eine Bewegung der Matratze mit den Augen wahrzunehmen vermocht hätte, aber sie glaubte, sie sich bewegen zu hören, und entschlossen, sich zu überzeugen, ob bloß ihre Phantasie sie täusche, oder ob ihre Befürchtungen wirklich gegründet wären, schlich sie leise

wieder näher, bückte sich und legte die Hand darauf. In diesem Augenblicke ließ ein von unten kommender Stoß, der die Matratze fast vom Boden emporhob, keinen fernern Zweifel mehr übrig, und Susanne sprang nach der Thür, riß rasch den Riegel zurück und stürzte hinaus.

So stand sie einige Augenblicke athemlos da und horchte auf das immer noch zunehmende Geräusch im Innern, und wußte nicht, was die Ursache dieser seltsamen Erscheinung sein könne. Daß das Geräusch durch Menschenhände hervorgebracht ward, davon war sie überzeugt, aber wie sollte ein lebendes Wesen hier begraben sein? Und wer war es? Plötzlich fiel ihr ein: „Sind es vielleicht die verschwundenen frühern Bewohner des Hauses?“ Die Sache war allerdings im höchsten Grade unwahrscheinlich, aber der Umstand, daß überhaupt Jemand hier existirte, war so unerklärlich, daß dadurch den verschiedensten Vermuthungen Raum gegeben ward. Sie konnten sich ja hier verborgen haben, um einer Gefahr zu entfliehen, oder der Polizei aus dem Wege zu gehen, oder sie konnten auch mit Gewalt hier eingesperrt worden sein.

Endlich neigte sich Susanne entschieden dem Glauben zu, daß sie es wirklich seien, und von Angst und Neugier getrieben, wagte sie, sich leise der noch offenen Thür zu nähern und hineinzulugen.

Gerade in diesem Augenblicke ward die Matratze hoch empor gehoben und umgestürzt, und ließ nun einen Theil des steinernen Fußbodens sehen, der von einer darunter befindlichen Kraft in die Höhe gehoben zu werden schien. Langsam bewegte er sich, und es schien eine bedeutende Kraft dazu nöthig zu sein. Susanne war so sehr geneigt, zu glauben, es seien ihre Freunde, und nahm an dem Ausgange ein so inniges Interesse, daß sie sich geneigt fühlte, näher zu treten und hilfreiche Hand anzulegen. Doch wartete sie noch einen Augenblick, und während sie so unschlüssig da stand, hörte sie deutlich eine männliche Stimme in dem Gewölbe, und eine zweite, welche darauf antwortete.

Keine von Beiden, das wußte sie gewiß, war die Stimme Rauque's, und Beide waren auch viel zu kräftig, um Herrn Le Clerc anzugehören; es konnten also hier nicht die Personen verborgen sein, die sie erwartete. Da ihr jedoch viel daran lag, sich Aufklärung über dieses außerordentliche Abenteuer zu verschaffen, so wich sie nicht von der Thür, sondern stellte sich seitwärts, so daß sie nicht sogleich gesehen werden konnte, und wartete den Ausgang ab.

Sie blieb nicht lange mehr in Ungewißheit; der Stein ward gleich darauf umgestürzt, und es kam ein Kopf in der Oeffnung zum Vorschein. Es trat eine Pause ein, während welcher einige Worte mit einer noch

tiefer unten befindlichen Person gewechselt wurden. Hierauf stieg die erste heraus, bückte sich, nachdem sie sich ein wenig umgesehen, und half der andern ebenfalls heraus. Susanne erkannte, daß Beide Männer waren, mehr aber gestattete ihr die Dunkelheit nicht zu sehen. Eins jedoch war klar; es waren nicht die, welche sie vermuthet hatte. Halb todt vor Furcht, zog sie sich, als der zweite im Begriff stand, heraus zu steigen, von der Thür zurück, versteckte sich hinter ein in der Nähe stehendes Wasserfaß und lauerte nun hier, was weiter kommen würde.

Es dauerte nicht lange, so erschienen die beiden Männer an der Thür, und sie hatte nun Gelegenheit, zu bemerken, daß sie beide wie Matrosen gekleidet waren. Sie standen einige Minuten in leisem Gespräche beisammen, als ob sie sich über die zunächst zu thuenden Schritte beriethen. Sie zeigten nach den Sternen und schienen zu berechnen, wie weit die Nacht wohl vorgerückt sei, und dann zeigten sie nach dem Hause und sprachen, wie es schien, von diesem oder dessen Bewohnern. Gleich darauf steckten sie die Hände in die Taschen, und Susanne sah etwas in ihren Händen blitzen. Sie waren bewaffnet. Waren es Diebe — Räuber — oder gar Mörder?“

Nach einer kurzen Unterredung verließen sie die Thür und gingen nach der Vorderseite des Hauses. Als

sie um die Ecke waren, schlich Susanne ihnen nach, und als sie näher kam, konnte sie deutlich hören, wie sie die Klinke der Thür probirten. Diese war aber verschlossen, und als Susanne um die Ecke herum zu lugen wagte, sah sie, wie die Männer das Fenster zu öffnen suchten. Auch dieses war geschlossen, aber es bestand aus sehr vielen kleinen Glasscheiben, und einer der Männer drückte mit leichter Mühe und ohne Geräusch eine derselben durch, steckte die Hand hinein und wirbelte das Fenster auf, zu welchem dann Beide hinein kletterten.

Susanne sagte später oft, daß sie sich niemals habe erklären können, weßhalb sie sofort auf die Vermuthung gekommen sei, daß die Männer den jungen Herrn ermorden wollten, den sie in Gesellschaft der beiden Soldaten gesehen, so daß sie sogleich den unbezwinglichen Wunsch empfand, einen Versuch zu seiner Rettung zu machen. Dieses Gefühl war so mächtig, daß sie gegen die Gefahr, in die sie durch ihre Einmischung gerathen konnte, gänzlich gleichgiltig, oder wenigstens unempfindlich war, und ohne einen Augenblick weiter sich zu besinnen, näherte sie sich, als die Männer in das Zimmer hinein verschwunden waren, dem Fenster, jedoch immer so, daß sie von innen nicht gesehen werden konnte.

Ein paar Minuten lang hörte sie ihre Tritte und flüsternden Stimmen, und dann vernahm sie, daß sie leise die Thür öffneten und das Zimmer verließen.

Hierauf trat sie noch näher, kletterte, ihrem Beispiele folgend, in das noch offene Fenster hinein — zum Glück hatte sie in der Eile vergessen, ihre Schuhe anzuziehen, die sie nebst ihrem Hute abgelegt, als sie sich auf die Matratze warf — schlich den beiden Männern geräuschlos durch die Hausflur nach und erreichte eben den Fuß der Treppe, als sie auf der obersten Stufe waren.

Oben befanden sich die beiden Schlafzimmer; das, welches sie früher in Gemeinschaft mit den jungen Damen in Gebrauch gehabt und in welches sie den jungen Herrn sich hatte begeben sehen, auf der rechten Seite, und auf der linken das, in welchem die Soldaten lagen. Die Männer blieben oben auf dem Vorplatze stehen und schienen ungewiß zu sein, in welches sie treten sollten. Sie horchten nach beiden Seiten hin, und nachdem sie etwas geflüstert, legte der vorderste seine Hand auf die Klinke des Zimmers rechts, öffnete leise die Thür, und Beide traten hinein.

In dem Augenblicke, wo sie hinein waren, flog Susanne mit leichtem, flüchtigem Tritte die Treppe hinauf, riß die Thür des andern Zimmers auf, stürzte an das Bett, faßte die Männer, welche darin lagen, bei den Armen, und schrie aus Leibeskräften, um sie aufzuwecken.

„Steht auf, steht auf!“ rief sie, „es sind Mörder und Diebe im Hause!“

Durch dieses Geschrei erschreckt, sprangen die Soldaten, obschon sie nicht verstanden, was sie sagte, aus dem Bett und griffen nach ihren Säbeln.

„Hierher, hierher!“ rief sie, indem sie sie nach der Thür zerrte, welche sie gerade in dem Augenblicke erreichten, als die beiden Männer, durch den Lärm gescheucht, so schnell, als sie konnten, die Treppe hinunter rannten, während zwei weiße Gestalten aus dem entgegengesetzten Zimmer heraus traten, die in gutem Englisch zu wissen verlangten, was es „um Gotteswillen gebe?“

„Es waren Bösewichter im Hause, die Sie ermorden wollten,“ entgegnete Susanne, „sie sind so eben die Treppe hinunter geflohen und die Soldaten setzen ihnen nach.“

„Gott sei uns gnädig und barmherzig!“ rief eine Stimme, welche Susanne zu kennen glaubte.

„Ich will mich sogleich ankleiden und ihnen folgen,“ sagte der Andere; „meine Pistolen können von Nutzen sein.“

„Nein, thun Sie das nicht,“ entgegnete der Erste, indem er den Andern beim Arme packte. „Ich sterbe vor Furcht, wenn Sie mich verlassen. Lassen Sie nur die Soldaten machen; es ist die Sache dieser, aber nicht unsere.“

„Gütiger Himmel!“ rief Susanne, welche in die-

sem Augenblicke einen Schimmer von dem Gesichte des Mannes erblickte, welcher zuletzt gesprochen, „das ist ja die Stimme meines Herrn! Sind Sie es, Mr. Cripps?“

„Allerdings,“ entgegnete Mr. Cripps, „wie kommst Du denn hierher, Susanne? Wo sind denn die Mädchen?“

„Das weiß Gott, Sir,“ sagte Susanne; „ich ging vor zwei Tagen von hier fort, um einen Brief an Sie auf die Post zu geben, und aus einem Grunde, den ich nicht kenne, hielt man mich fest und setzte mich in's Gefängniß. Heute ward ich wieder frei gelassen, und ich eilte, so schnell ich konnte, hierher zurück; als ich aber durch das Fenster unten die Soldaten und Niemanden von den Leuten des Hauses sah, fürchtete ich mich, hinein zu treten. Es war ein Glück, sonst wären wir vielleicht Alle in unsern Betten ermordet worden.“

„Jemima ist in guten Händen,“ sagte Mr. Cripps, „aber ich weiß noch nicht, was aus den andern Beiden geworden ist. Wir verfolgten Eure Spur auf der ganzen Straße nach Paris, bis wir heute Abend dieses Haus erreichten, wo wir die Soldaten antrafen, welche uns sagten, die Bewohner des Hauses seien gestern verhaftet und nach Lisle gebracht worden, wohin man auch eine kleine Engländerin mitgenommen. Da unsere Pferde müde waren und die Soldaten sagten, es stün-

den uns hier Betten zu Diensten, so beschlossen wir, bis morgen früh hier zu bleiben."

Während dieser Unterredung hatte der andere Fremde sich theilweise angekleidet und trat jetzt mit seinen Pistolen in der Hand heraus, um den Soldaten zu folgen und die Bösewichter gefangen nehmen zu helfen.

„Sie dürfen nicht fort!" rief Mr. Cripps, indem er ihn entschlossen packte.

„Horchen Sie," rief Susanne, „ich höre Handgemenge unten;" und der junge Mann riß sich, ohne auf Mr. Cripps' Bitten zu achten, von ihm los und eilte die Treppe hinunter.

„Mr. Leeson! Mr. Leeson!" rief Mr. Cripps. „Barmherziger Gott, wir werden Alle ermordet werden!"

„Mr. Leeson!" rief Susanne; „es ist Mr. Harry, so wahr ich lebe;" und fort rannte sie, die Treppe hinunter, ihm nach.

Als sie in die Küche kam, befanden sich die beiden Männer bereits in der Gewalt der Soldaten, und Harry stand, mit seinem Pistol auf ihre Köpfe gerichtet, da, bereit, Feuer zu geben, wenn sie noch fernern Widerstand leisteten.

„Schlagen Sie Licht an," sagte er zu ihr, „damit wir die Gesichter dieser Halunken sehen können."

Susanne schlug Licht an, aber ihr lag mehr daran,

sein Gesicht zu sehen. Sie trat an das Licht und hielt es vor ihn hin.

„Master Harry," sagte sie, „kennen Sie mich nicht?"

„Guter Gott!" rief er; „Susanne, bist Du es?"

„Ja, ich bin es, Master Harry," sagte sie. „O, wie manchen langen Tag habe ich mich gesehnt, zu wissen, was aus Ihnen geworden wäre!"

„Erst wollen wir diese Bösewichter fest machen," sagte er, „dann werden wir Zeit genug haben, über vergangene Dinge zu sprechen."

Die Männer, welche, wie wir wohl nicht erst zu sagen brauchen, die beiden Rodolphe waren, wurden hierauf durch die vereinten Bemühungen der Soldaten und Harry's gebunden und in einen finstern Verschlag eingesperrt, der gerade groß genug war, um sie zu fassen, und aus dem sie, da er kein Fenster hatte, nur durch die Thür hätten entwischen können, vor welcher die Soldaten bis zum Morgen Wache hielten.

Ihre nächste Aufgabe war, Mr. Cripps' Angst zu beschwichtigen, der, nachdem er sich angekleidet hatte, sehr froh war, herunter kommen und sich der Gesellschaft am Kamin anschließen zu können, dessen Feuer Susanne bald zur lodernden Flamme anblies.

„Also hast Du niemals etwas von mir gehört?" sagte Harry.

„Wir hörten blos, daß Mistreß Gaveston, bald nachdem Sie fort waren, einen Brief erhalten hatte," entgegnete Susanne, „aber weiter nichts."

„Ich schrieb jedes Jahr einen," entgegnete Harry, „um ihr mitzutheilen, daß es mir wohl gehe und daß sie mich bald wiedersehen würde, und ich habe blos gewartet, bis ich als Theilhaber des Geschäfts, in welchem ich erster Secretair bin, aufgenommen würde — was nächstens geschehen wird — weil ich als unabhängiger Mann vor Gaveston hinzutreten wünschte."

Der Rest der Nacht verging mit Erzählung ihrer beiderseitigen Abenteuer und unter allerhand Vermuthungen über das geheimnißvolle Verschwinden der jungen Damen. Am folgenden Morgen begaben sie sich nach Lisle, um Jemima aufzusuchen und fernere Nachforschungen zu betreiben, während die Soldaten, nachdem ihr Zweck durch die Verhaftung der beiden Schmuggler erreicht war, denselben Weg einschlugen.

Vierzehntes Kapitel.

Schluß.

Es war an einem schönen Octobermorgen, als eine große Anzahl Menschen vor dem Gerichtshofe zu Lisle versammelt war, in der Hoffnung, die beiden Engländer Remorden und Dillon zu sehen, wenn sie aus dem Gefängnisse an Gerichtsstelle gebracht würden.

Die gegen sie erhobene Anklage lautete auf Ermordung des Herzogs von Rochechouart und seines Dieners, worüber das Volk nicht wenig aufgebracht war, da der Herzog sich durch seine Prachtliebe, Freigebigkeit und persönliche Liebenswürdigkeit allgemein in Gunst zu setzen gewußt hatte. Ueberdies erwartete man, daß, obschon dieser Mord das Hauptverbrechen war, wegen dessen sie gerichtet werden sollten, doch auch noch viele andere merkwürdige Einzelnheiten bezüg=

lich ihrer anderweiten Missethaten im Laufe des Verhörs zum Vorschein kommen würden, besonders hinsichtlich ihres ausgedehnten Schmuggelhandels und der Entführung der jungen Engländerinnen, worüber die seltsamsten Geschichten in Umlauf waren.

Aber dies war nicht Alles — auch die beiden Rodolphe von Nantes, die berüchtigten Milchbrüder, sollten an demselben Tage vorgeführt werden. Ihre außerordentliche Anhänglichkeit, ihr verzweifelter Muth und kühner Unternehmungsgeist war schon seit langer Zeit längs der ganzen Nordküste und in sämmtlichen Grenzstädten Gegenstand der Neugier, Verwunderung und Furcht gewesen. Viele fürchteten sie; Einige bewunderten sie, und Andere, die selbst mit dem Schmuggelhandel in Verbindung standen, hatten ein noch größeres Interesse an dem Schauspiele.

Man erwartete, daß die Verhandlung über die beiden Engländer zuerst stattfinden würde, und als der bedeckte Wagen ankam, in welchem die Verbrecher saßen, war der Pöbel im Begriff, seinen Empfindungen durch ein Geheul der Entrüstung Luft zu machen; aber als die Thür geöffnet ward, stiegen anstatt Remorden's und Dillon's die beiden Rodolphe heraus. Man brauchte Niemandem zu sagen, wer sie waren; die seltsame Aehnlichkeit der Person, der Miene und der Kleidung, welche zwischen ihnen herrschte, war ein

hinreichendes Erkennungszeichen für Alle, die sie sahen. Ueberdies gab es viele Meilen in der Runde kaum eine Hütte, in welcher nicht ein plumpes Portrait der beiden Milchbrüder an der Wand hing. Man hörte nun, daß ein Hauptzeuge gegen die beiden Engländer noch nicht angekommen und deßhalb ihr Prozeß für den Augenblick aufgeschoben sei.

Als die beiden Rodolphe heraustraten, verstummte sofort das Geheul, welches an ihre Ohren zu schlagen begann, und als sie, gefesselt und bewacht, nachdem sie die Stufen hinaufgestiegen waren, sich herumdreheten, um einen Blick auf die versammelte Menge zu werfen, erhoben einige zerstreute Stimmen einen schwachen Beifallsruf, der, wenn er nicht durch die aufgestellten Polizei-Mannschaften verhindert worden, wahrscheinlich zu einem allgemeinen Hurrah angestiegen wäre! — So leicht läßt sich der große Haufe durch den Glanz verwegener Thaten blenden, und so geneigt ist er, den Zweck von Handlungen zu vergessen, deren Kühnheit er bewundert.

Als die Gefangenen, Beamten und Wachen in das Haus hinein, und mehrere der vornehmsten Einwohner der Stadt so wie Fremde, die Billets zu bequemen Sitzen bekommen hatten, ihnen gefolgt waren, entstand unter der Volksmasse ein furchtbares Gedränge, welches nicht eher aufhörte, als bis der Por-

tier, nachdem er verkündet, daß der Saal voll sei, im Begriff stand, den weniger glücklichen Einlaßbegehrenden das Thor vor der Nase zuzuwerfen, als er plötzlich durch die Ankunft eines zweiten Zuges — der Wagen, in welchem die Zeugen saßen — daran gehindert ward.

Aus dem ersten stiegen Herr und Madame Le Clerc, Rauque, die beiden Soldaten, welche das Gasthaus bewacht hatten, und andere Personen, deren Aussage sich auf die in der letzten Zeit vorgekommenen großartigen Schmuggeleien bezog, welche eben die Hauptursache der Bemühungen gewesen waren, die man unternommen, um der Verbrecher habhaft zu werden. Der zweite Wagen enthielt Mr. Cripps, Harry Leeson, Susannen und Jemima, und als alle diese eingetreten waren, wurden die Thore geschlossen.

Die Anklage gegen die Rodolphe betraf zweierlei — erstens ihren Schmuggelhandel, und zweitens ihren nächtlichen Einbruch in das Gasthaus mit bewaffneter Hand, und in der Absicht, die Einwohner zu berauben und zu ermorden.

Mit dem ersten Puncte haben wir nicht viel zu schaffen, und es wird hinreichen, wenn wir sagen, daß ihnen durch die Aussage vieler Zeugen Unternehmungen von der verwegensten Art nachgewiesen wurden. Es wurden im Verlaufe der Verhandlungen dabei so viele Züge von Muth und Geistesgegenwart erzählt, die sie,

besonders um einander zu vertheidigen, an den Tag gelegt, daß das Publikum mehrmals zur Ordnung gerufen und gänzliche Räumung des Saales angedroht werden mußte, um den Beifall, mit welchem diese Mittheilungen aufgenommen wurden, zu unterdrücken und die Ruhe wieder herzustellen. Nichtsdestoweniger war es trotz aller gesammelten Beweise in Folge der großen Schwierigkeit, diese beiden Männer von einander zu unterscheiden und jedem die von ihm verübten Thaten nachzuweisen, so wie bei der Unmöglichkeit, ihre Mitgenossen im Schmuggelhandel zum freiwilligen Auftreten als Zeugen zu bewegen, nicht möglich, so starke und dringende Indicien festzustellen, daß dadurch die Erkennung der Todesstrafe gerechtfertigt worden wäre. Zeitweilige Einkerkerung oder Galeerenstrafe schien der schwerste Urtheilsspruch zu sein, den sie zu erwarten hatten; aber als man zu der zweiten Abtheilung der Anklage kam, nahm die Sache eine ungünstigere Wendung.

Der erste Zeuge, welcher vorgerufen ward, war Susanne, und nach ihr Mr. Cripps, Mr. Leeson und die Soldaten, welche alle Umstände erzählten, so wie sie der Leser aus dem letzten Kapitel bereits kennt, und diese Aussagen schienen bei den Richtern keinen Zweifel übrig zu lassen, daß die beiden Rodolphe in der Absicht, einen Mord zu begehen, in das Haus

eingedrungen seien; nicht so deutlich aber stellte sich heraus, ob sie es auf eine bestimmte Person abgesehen hatten. Mr. Cripps und Harry versicherten beide, daß, als sie die Augen öffneten, die Männer an ihren Betten, an jedem einer, mit den Waffen in der Hand, standen, und augenblicklich im Begriff waren, den tödtlichen Streich zu führen. Plötzlich jedoch, durch Susannens Geschrei erschreckt, waren sie aus dem Zimmer hinausgeeilt und die Treppe hinunter, ehe die Reisenden selbst noch die Thür erreichen konnten. Einen Beweggrund wußten jedoch die Geretteten weiter nicht anzugeben, als etwa Plünderung, denn sie kannten die Männer durchaus nicht und hatten sie niemals zuvor gesehen.

„Was hätten wir in diesem Hause wohl finden können," sagte Rodolphe Bruneau, „was der Mühe verlohnt hätte, ein solches Verbrechen zu begehen?"

„Sind wir jemals der Räuberei angeklagt worden oder im Mindesten verdächtig gewesen?" sagte Grimaud; „oder haben wir jemals Blut vergossen, wenn es nicht galt, uns selbst zu vertheidigen?"

„Und ohne Zweifel," sagte Bruneau, „haben Sie das Gewölbe, aus welchem wir herauskamen, durchsuchen lassen, und dabei müssen Sie entdeckt haben, daß, wenn wir die Absicht gehabt hätten, zu plündern,

keine Nothwendigkeit für uns vorhanden gewesen wäre, in das Haus zu dringen, um Beute zu machen."

Der Kronanwalt jedoch deutete an, daß sie wahrscheinlich die Bewohner des Gasthauses in der Absicht hätten ermorden wollen, um sich in Besitz alles Dessen zu setzen, was das Gewölbe enthalten habe, und diese Meinung schien der Gerichtshof zu theilen. Sie hatten, meinte man, erfahren, daß dort ein solcher Aufbewahrungsort für geschmuggelte Waaren vorhanden war, und sich dort verborgen gehalten, bis sich eine günstige Gelegenheit darbot, ihre Absicht auszuführen.

Hierauf wurden Madame Le Clerc und Rauque aufgerufen und gefragt, ob sie den Rodolphes das Gewölbe gezeigt oder mit ihnen davon gesprochen hätten. Rauque, welcher zuerst gefragt ward, antwortete, er wisse es nicht mehr, Madame Le Clerc jedoch gestand, daß sie ihnen das Gewölbe gezeigt, was den Gerichtshof in seiner Meinung bestärkte, und da sich weiter nichts herausstellte, so sollten die Verhandlungen eben geschlossen werden, als die Gefangenen, welche nach dem Verlaufe, den die Dinge genommen, deutlich sahen, daß sie schuldig gefunden, und wahrscheinlich entweder zum Tode oder zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt werden würden, um Gehör baten.

„Wir sind," sagte Rodolphe Bruneau, „nicht der Absichten schuldig, welche Sie, meine Herren, uns

beimessen, und wir würden es als eine bedeutende Erschwerung der Strafe, die wir — bestehe sie, worin sie wolle — zu leiden haben werden, betrachten, wenn wir die Welt mit einer solchen Brandmarkung unseres Namens verlassen sollten. Wir sind stets aufrichtig mit Allen gewesen, die mit uns zu thun gehabt haben, und es sind Viele in diesem Saale gegenwärtig, die es wissen. Ich kann an dieselben nicht mit Namen, Blick oder Geberde appelliren, aber ich appellire an ihre Herzen, ob ich nicht die Wahrheit spreche."

Hier entstand ein Gemurmel unter der Menge, welches verrieth, daß diese Ansprache nicht spurlos vorüber ging.

„Wir erschienen in dem Hause der Le Clercs auf vorherige Einladung," fuhr Bruneau fort, „indem man uns mittheilte, daß Madame Le Clerc schon längst eine Gelegenheit gesucht, einige wichtige Speculationen unserer Besorgung anzuvertrauen. Wir kamen ohne Mißtrauen, und glaubten dasselbe Benehmen gegen uns beobachtet zu sehen, welches wir gegen Andere beobachteten — aber Sie sollen hören, wie unser Vertrauen vergolten ward. Wir langten des Abends an, nachdem wir der Einladung mit bedeutender Gefahr für uns selbst gefolgt waren, denn seit dem Unternehmen der Engländer war die Polizei ungewöhnlich wachsam. Madame Le Clerc empfing uns gastfreundlich, hieß uns

willkommen und sagte, sie hätte schon längst gewünscht, uns zu sehen, verschob aber die Mittheilung über das Geschäft, über welches sie mit uns zu sprechen gewünscht, bis nach dem Abendessen und bis die andern Anwesenden sich entfernt und zur Ruhe begeben hatten.

„Demgemäß führte sie ihren Gatten und ein kleines Mädchen, welches, wie sie sagte, den gefangenen Engländern angehörte, zu Bett, und als Niemand weiter da war, als sie selbst und der Knabe, Namens Rauque, winkte sie uns, ihr zu folgen, indem sie uns zu verstehen gab, daß sie uns nun mehrere werthvolle Waaren zeigen wolle, deren Transport wir übernehmen sollten. Sie führte uns hierauf durch eine Hinterthür in ein Seitengebäude, wohin Rauque voranschritt. Als wir dort ankamen, zündete er mit Hilfe einer Blendlaterne, die er mitgenommen, ein Licht an, schob eine Matratze, welche auf dem Boden lag, bei Seite, und bat uns, ihm eine der Steinplatten aufheben zu helfen, die sich äußerlich in nichts von den übrigen unterschied. Hierauf ward eine Leiter, die in einer Ecke des Gebäudes lehnte, in die Oeffnung hineingesetzt, und wir wurden aufgefordert, hinabzusteigen. Ohne etwas Arges zu ahnen, thaten wir dies, während Rauque das Licht über die Oeffnung hielt, um uns den Weg zu zeigen. Als wir aber unten angelangt waren und emporsahen, ob die Andern uns

folgten, ward die Leiter plötzlich hinaufgezogen, der Stein wieder eingesetzt, die Oeffnung geschlossen, und wir waren in schwarzer Nacht und allein."

„Lebendig begraben!" sagte Grimaud, „dem Hungertode preisgegeben!"

Die Sensation, welche diese seltsame Geschichte hervorrief, war ungeheuer. Manche glaubten sie nicht, aber Die, welche die Rodolphe's am besten kannten, glaubten sie aus mehr als Einem Grunde.

„Wir entkamen endlich," fuhr Bruneau fort, „dadurch, daß wir Alles, was wir in dem Gewölbe fanden, auf einander schichteten, um in die Höhe zu gelangen, und dann abwechselnd uns einander auf die Schulter stellten, bis es uns glückte, den Stein locker zu machen und aufzuheben."

„Ist es wohl zu verwundern," sagte Grimaud, „daß wir, als wir unsere Freiheit wieder erlangt hatten, diesen schändlichen Treubruch — diese grausame Verletzung des Gastrechts zu rächen suchten? Wir konnten unmöglich wissen, daß die Bewohner des Hauses während unserer Gefangenschaft gewechselt hatten. Die Opfer, die wir suchten, waren die, welche sich auf so nichtswürdige Weise an uns vergangen hatten, und wir glaubten, in den Betten, an welchen wir standen, lägen Madame Le Clerc und ihr Gatte."

Fast Aller Augen wendeten sich auf Madame

Le Clerc, als diese außerordentliche Geschichte zu Ende erzählt war; obschon aber todtenbleich, waren ihre Züge doch unbeweglich und ihre Fassung unerschütterlich. Was Rauque betraf, so zeigte er dasselbe blöde, träge Aussehen wie gewöhnlich, was man jedoch nach seinen Antworten, im Laufe der frühern Untersuchung, in hohem Grade als erheuchelt betrachten konnte. Monsieur Le Clerc selbst blieb wie immer zerstreut und abwesend, und schien weiter kein Interesse an allen diesen Vorgängen zu nehmen, als daß er sein gewohntes Kaminfeuer und seinen Lehnstuhl schmerzlich vermißte.

„Ist diese Geschichte wahr?“ sagte der Kronanwalt zu Rauque, aber Rauque schien die Frage nicht zu hören.

„Ich frage Dich, Rauque, ist die Geschichte, die wir so eben gehört haben, wahr?“

„Das kann ich nicht sagen,“ antwortete Rauque; „ich weiß nichts davon.“

„Geben Sie zu, Madame Le Clerc, daß diese Leute die Wahrheit gesprochen haben?“ sagte der Anwalt.

„Frage die Herren,“ sagte sie zu Rauque, „wie sie einer solchen Geschichte Glauben schenken können? Welchen Beweggrund hätte ich haben können, diese Männer in einer solchen Absicht in mein Haus zu locken? Oder wie hätte ich hoffen können, eine solche

Absicht auszuführen? Sie sind nicht die Leute, die sich so leicht in einer Schlinge fangen lassen," setzte sie hinzu, indem sie die Gefangenen bedeutsam anlächelte.

„Nichtsdestoweniger," sagte Bruneau, „wissen Sie, daß wir die Wahrheit gesprochen haben."

„Der Knabe weiß es auch," sagte Grimaud.

Madame Le Clerc aber schüttelte verächtlich und ungläubig den Kopf, und Rauque, welcher blos sprach, wenn er mußte, sagte nichts.

„Ich gestehe," sagte der Kronanwalt, „diese Geschichte kommt mir sehr unwahrscheinlich vor, und wir müssen zugeben, daß es eben so schwierig sein würde, einen Beweggrund zu diesem Unternehmen aufzufinden, als es auszuführen. Viel wahrscheinlicher ist es, daß die beiden Angeklagten sich dorthin begaben, um das Gewölbe zu plündern, von welchem sie durch ihre Genossen gehört haben konnten, und daß sie, während sie thaten, als ob sie das Haus verließen, sich in demselben versteckten."

„Aber," sagte Grimaud, „wir hätten ja das Gewölbe bei der Nacht ausleeren können, ohne daß wir nöthig gehabt hätten, die Bewohner des Hauses zu ermorden."

„Sage ihnen," sagte Madame Le Clerc zu Rauque, „daß sie dies nicht wagten, zu unterlassen, weil unser

Zeugniß gegen sie ihr Verderben gewesen wäre. Sie würden dadurch ihren Ruf als ehrliche Schmuggler verloren und kein Zutrauen mehr gefunden haben. Sie wären dann an die Behörden verrathen worden und hinreichende Beweise vorhanden gewesen, um sie für immer zu beseitigen.“

Da sich auf beiden Seiten nichts weiter auffinden ließ, was die verschiedenen Angaben unterstützt hätte, so blieben die Wahrscheinlichkeit und die Glaubwürdigkeit der Aussagen das Einzige, worauf sich die Entscheidung stützen konnte, und man war allgemein der Ansicht, daß diese gegen die Rodolphe ausfallen müsse.

Trotz ihrer wiederholten Versicherungen, daß sie die Wahrheit gesprochen, wurden sie daher zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, und die Behörden waren außerordentlich erfreut über diese Gelegenheit, sich zwei so lästige und verschmitzte Individuen vom Halse zu schaffen.

Als sie hinausgeführt wurden, warfen sie einen rachsüchtigen Blick auf Madame Le Clerc, die denselben durch ein triumphirendes Lächeln beantwortete.

Die Volksmasse, welche begierig war, den letzten der Gefangenen zu sehen, stürzte hinterd'rein, und es entstand ein Gedränge, welches den gesitteten Theil des Publikums abhielt, seine Plätze sofort zu verlassen, und ehe der Weg wieder frei war, verbreitete sich auf

einmal die Nachricht, daß, da die Hauptzeugin gegen die Engländer angekommen sei, der Prozeß derselben sofort beginnen werde.

Als man dies erfuhr, nahmen viele Personen ihre Plätze wieder ein; unter diesen befanden sich Mr. Cripps, Harry und Susanne, ebenso wie Madame Le Clerc, die blos als Zeugin in der Sache der Rodolphe in Haft geblieben war, da sich nichts herausgestellt hatte, was genügend gewesen wäre, sie ebenfalls in Anklagezustand zu versetzen. Allerdings war der Inhalt des Gewölbes von ungesetzlicher Art, denn er bestand aus geschmuggelten Waaren, aber sie behauptete, dieselben seien das Eigenthum gewisser Gäste, die ihr Haus besuchten, und sie habe weiter keine Kenntniß davon. Auf diese Erklärung hin wurden die Waaren confiscirt und sie selbst freigelassen.

Es dauerte nicht lange, so verkündete ein lautes Geheul von dem Pöbel draußen die Ankunft der Gefangenen; gleich darauf wurden die Thüren aufgerissen und sie traten ein, während die Menge nachfolgte. Ihr Aeußeres hatte sich entweder in Folge der Haft, oder aus anderen Ursachen bedeutend geändert, seitdem Susanne sie zum letzten Male gesehen. Ihre Gesichter waren bleich, ihre Wangen eingesunken, ihre Augen hohl und die Lockerheit ihrer Kleider verrieth, daß ihr Körperumfang sich bedeutend vermindert hatte.

Nichtsdestoweniger suchten sie sich so unbefangen und muthig als möglich zu zeigen, aber ihr Bestreben war vergebens — ihre Niedergeschlagenheit verrieth unwillkürlich, daß sie sich recht wohl bewußt waren, in welcher verzweifelten Lage sie sich befanden.

Es waren viele Fremde und außerdem viele vornehme Freunde und Bekannte des verstorbenen Herzogs zugegen, so daß der Gerichtshof zum Ersticken voll war.

Unter dieser ganzen zahlreichen Versammlung aber befand sich Niemand, der einen innigeren Antheil an den bevorstehenden Auftritten genommen hätte, als Susanne. In Oberst Jones, denn unter einem andern Namen kannte sie ihn noch nicht, glaubte sie die einzige Person zu sehen, von welcher sich hoffen ließ, jemals in Bezug auf das Schicksal ihres Bruders die Wahrheit zu erfahren. So wie sein Charakter sich mehr und mehr enthüllte, hatten ihre ersten Eindrücke immer mehr an Stärke gewonnen, und was früher nur Verdacht gewesen, grenzte jetzt fast an Ueberzeugung.

„Was," sagte sie zu Harry Leeson, dem sie alle diese Umstände erzählt und ihre Verdachtsgründe mitgetheilt hatte — „was konnte einen Menschen, wie diesen, nach Oakfield führen, um dort zu fragen, wann Mr. Wentworth wiederkehren werde? Mr. Wentworth konnte keine Bekanntschaft und kein Geschäft mit einem solchen Manne haben. Und ich glaube und

werde bis zu meinem Todestage glauben, daß ich in jener Nacht in dem Zimmer Ihres Onkels nicht sowohl schlief, als vielmehr von einer Art Erstarrung befallen war, und daß dieser Mann an mir vorüberging und auch noch ein anderer — der Himmel verzeihe mir, wenn ich Uurecht habe!"

„Wenn etwas vermißt worden wäre," sagte Harry, „so würde ich das auch denken. Aber dies war nicht der Fall."

„Etwas ward vermißt, Mr. Harry," entgegnete Susanne, „das Testament Ihres Onkels."

„Wenn nämlich eins vorhanden gewesen ist," antwortete Harry.

„Ich glaube es ganz gewiß," entgegnete Susanne. „Mr. Franklin, Mr. Rice und Mr. Olliphant, der Advocat, erklärten Alle, es sei ein Testament gemacht worden, und Jeremias erzählte mir, er sei selbst zugegen gewesen, als Mr. Wentworth es unterzeichnet, und habe es als Zeuge auch mit unterschrieben; ja noch mehr, es seien zwei Abschriften davon vorhanden gewesen."

„Davon habe ich noch nie etwas gehört," sagte Harry.

„Nein," antwortete Susanne, „wie sollten Sie auch etwas davon gehört haben? Es wäre nutzlos und grausam gewesen, es Ihnen zu jener Zeit zu sagen —

Sie waren damals ja noch ein Kind. Und später sind Sie mit Niemandem zusammen gekommen, der es Ihnen hätte sagen können. Es war Ihnen in diesem Testamente eine bedeutende Summe ausgesetzt, und der größte Theil des Vermögens Miß Wentworth vermacht."

„Wenn dieser Mann zum Tode verurtheilt wird," sagte Harry, „so erfahren wir vielleicht noch die Wahrheit. Er wird dann kein Interesse haben, sie länger zu verhehlen, und sich auch nicht bedenken, seine Mitschuldigen zu verrathen."

Als die Anklage verlesen und der Fall von dem öffentlichen Ankläger vorgetragen war, ward der erste und in der That einzige Zeuge — mit Ausnahme der Cavalleristen, welche die beiden Verbrecher festgenommen — unter dem Namen „Madame Amabel Jean oder Jones" aufgerufen, und zum großen Erstaunen Susannens und Harry's, der sich ihrer recht wohl erinnerte, denn schon als Knabe hatte er ihre außerordentliche Schönheit bewundert, trat Mabel Lightfoot herein.

Obschon oft durch ihre Thränen unterbrochen, erstattete sie ihre Aussage doch deutlich und bündig. Den Inhalt derselben kennt der Leser bereits, und es genüge daher, wenn wir sagen, daß das Verbrechen durch die Offiziere der Cavallerieabtheilung und die in

den Körpern der Gefallenen gefundenen Kugeln hinreichend constatirt ward.

Die Gefangenen hatten jedoch einen sehr geschickten Vertheidiger gewonnen, und dieser kam nun an die Reihe, gehört zu werden.

„Meine Herren," sagte er, „wie sehr ich auch von der Unschuld meiner Clienten — wenigstens von ihrer durchaus nicht verbrecherischen Absicht — überzeugt sein, und welches Vertrauen ich auch zu den Gründen ihrer Vertheidigung haben mag, so habe ich doch niemals so sehr als heute gefürchtet, daß es meiner schwachen Kraft nicht gelingen werde, in Ihnen ebenfalls die Ueberzeugung hervorzurufen, die in mir so fest steht.

„Dieses Mißtrauen gegen mich selbst, diese Furcht, meine Herren, hat ihren Grund in dem undankbaren Verfahren, welches ich, um meinen Clienten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, einzuhalten gezwungen bin. Ich brauche nicht zu fragen — denn ich kann es nicht bezweifeln — welchen Eindruck das so eben vernommene Zeugniß nicht blos auf die Richter und Geschworenen, sondern auch auf jedes Individuum dieser zahlreichen Versammlung gemacht hat. Wir sind blos Menschen — sterbliche Menschen — und ach! wie schwierig ist es — wie beinahe unmöglich, uns aller Vorurtheile zu entschlagen — uns durch den

Schein nicht bestimmen zu lassen und unser Urtheil ungetrübt zu erhalten, wenn unsere Augen geblendet, unsere Ohren bezaubert, unsere Sinne gefangen genommen werden — wie schwer ist es, mit Einem Worte, dem mächtigen Zauber zu entgehen, mit welchem uns eine überirdische Schönheit und Anmuth umstrickt, unterstützt durch einen klaren, scharfblickenden Geist, und die scheinbare — ach! daß ich sagen muß nur scheinbare — die scheinbare Unschuld der Jugend in Verbindung mit der vollendeten Schlauheit des Alters — denn es giebt Menschenleben, in welchen sich die Erfahrung so schnell anhäuft, daß — ich will nicht sagen die Weisheit — wohl aber die Verschmitztheit der Jahre in wenigen kurzen Monaten dem Auge des Beobachters entgegentritt.

„Aber, meine Herren, es ist nicht das Leben der Unschuldigen, der Einfachen, der Reinen, der Tugendhaften, wo diese vorzeitige Ausbildung Statt findet, diese unnatürliche Reife, wo das innerste Herz schon der Fäulniß nahe kommt, während die Außenseite so glatt, so blühend, so glänzend, die verwegenste Hand zurückschrecken, das keckste Auge einschüchtern würde! Nur da, wo der Saame des Lasters in den fruchtbarsten Boden gefallen ist, wo, um nicht bildlich zu sprechen, die Verworfenheit schon in der Wiege gepflegt worden — wo der früheste Keim des kindlichen Ge-

müthes vergiftet worden — nur da zeigt sich eine zum Glück und zur Ehre des Menschengeschlechtes so seltene Erscheinung.

„Sie werden fragen, meine Herren! wozu dieser Eingang? Meine Herren! es ist ein schwacher Versuch, mir gewissermaßen Bahn durch die Vorurtheile zu brechen, welche ich gegen meine unglücklichen Clienten und zu Gunsten des Zeugen für die Anklage aufgehäuft sehe. Ich sage des Zeugen, meine Herren, denn es ist in der That nur Ein Zeuge da. Auf die alleinige Aussage einer einzigen Person hin sollen die Angeklagten gerichtet werden, und es ist daher wohl billig, daß dieses Zeugniß einer genauen Prüfung unterworfen, sein Werth richtig erwogen und seine Ansprüche auf Vertrauen reiflich in Ueberlegung gezogen werden.

„Nun, meine Herren, wie steht in dieser Beziehung der Fall? In einer gewissen sehr achtbaren und reichen Familie, welche in einer der Provinzen Englands wohnte, diente in der Eigenschaft als Milchmagd ein junges Mädchen Namens Mabel Lightfoot, deren beispiellose Schönheit sie zum Gegenstande des Neids ihres eigenen Geschlechts und der Bewunderung des andern machte.

„Man kann sich leicht denken, daß es einem so ausgestatteten weiblichen Wesen nicht an unzähligen

Anbetern fehlte, und in der That war kein Diener im Hause und kein junger Bursche im Dorfe, der ihr nicht sein bescheidenes Eigenthum an Herz und Vermögen zu Füßen gelegt hätte; aber Verachtung war das Loos Aller — Aller, bis auf Einen. Blos zu diesem ließ sie sich herab und verschwendete an ihn alle jene hingebende Anhänglichkeit, durch welche das schöne Geschlecht sich so auszeichnet, wenn es einmal von einer verzehrenden und ausschließenden Leidenschaft ergriffen wird.

„Dieser glückliche junge Mann, meine Herren, welcher die Palme des Sieges davon trug, bekleidete die Stelle eines Lakais in der Familie, in deren Brote auch die Zaubrerin stand. Er ward in Folge besonderer Umstände von seinem Herrn mit ganz vorzüglicher Gunst behandelt, und hätte, wenn Wohlthaten eine Pflicht auferlegen, bereit sein sollen, diesen gütigen Herrn mit seinem Blute zu vertheidigen. Die besondere Achtung, in der er stand, brachte ihn oft in die Nähe des alten Herrn, zu dessen Privatzimmern er zu allen Stunden Zutritt hatte. Wohlan, meine Herren, werden Sie es glauben — ob nun verlockt vom Fürsten der Hölle selbst, oder verführt durch das verführerischste seiner Werkzeuge — ein schönes, liebenswürdiges, schlaues und gewissenloses Weib — raubte dieser junge Mann, dieser treugeglaubte Diener,

dieser begünstigte Untergebene selbst das Leben, für welches er das seine hätte opfern sollen, beschlich den alten Mann während des Schlafes, ermordete ihn, erbrach seine Schreibmappe, stahl ihm eine bedeutende Summe und entfloh dann mit seinem Liebchen. Und alle diese Pläne waren so gut ersonnen und die Flucht ward so schlau bewirkt, daß alle Nachforschungen, die von den betheiligten Privatpersonen oder von den öffentlichen Behörden unternommen wurden, sich als gänzlich unwirksam erwiesen — alle Verfolgung war fruchtlos und die Spur der Verbrecher ward niemals entdeckt.

„Obschon im Verlaufe der Zeit diese Bemühungen, welche so wenig Aussicht auf Erfolg darboten, bedeutend ermatteten, so kann man sich doch leicht denken, daß der Groll und der Rachedurst von Seiten der Familie und ihrer nächsten Freunde nichts von seiner Heftigkeit verlor, und ich überlasse es Ihrer Phantasie, meine Herren — der Phantasie aller Anwesenden — sich die Empfindungen eines alten, intimen Freundes der beleidigten Familie zu denken, als er plötzlich und ganz unerwartet einem dieser abscheulichen Verbrecher, und, wie er erst glaubte, allen beiden, begegnete, denn zufällig hatte der unglückliche und vielbeklagte Herzog von Rochechouart hinsichtlich seines Wuchses und seiner Züge eine auffallende Aehnlichkeit

mit dem jungen Manne, dessen Geschichte ich so eben erzählt habe.

„War es nicht natürlich, meine Herren, daß der erste Impuls Verfolgung war — daß man eine Festnahme versuchte — daß Widerstand entgegengesetzt ward? — daß Klugheit, Schonung, die Möglichkeit eines Irrthums und die Gefahren der Uebereilung in der augenblicklichen Aufregung übersehen und vergessen wurden? Der Schuß knallte — die Kugel ereilte ihr Ziel, und erst als es zu spät war, entdeckten meine unglücklichen Clienten ihren Irrthum — daß sie sich in einer der Personen, wohl aber nicht in der andern geirrt, denn die Begleiterin des Herzogs von Rochechouart, seine Geliebte, war jene Zaubrerin, jene schöne, verführerische Milchmagd — mit Einem Worte, jene Mabel Lightfoot, deren Geschichte Sie so eben gehört haben und deren mächtigen Zaubers Sie sich jetzt noch nicht erwehren können.

„Nun versuchten meine unglücklichen Clienten, ihre Gefahr einsehend, zu entkommen — nun wurden sie die Fliehenden, während sie, die vorher geflohen war, ihren Vortheil erkennend und ein ausgezeichnetes Roß reitend, die Verfolgerin ward.

„Das Uebrige ist bekannt, und meine einfache, ungeschminkte Erzählung zu Ende. Aber ist dies genug? Ist mein Wort Alles, was nöthig ist, um eine so

unerwartete Darlegung zu unterstützen, und in Ihnen, meine Herren, eine neue Ueberzeugung zu erwecken?

„Gewiß nicht, und ehe ich weiter fortfahre, will ich, wenn es mir erlaubt ist, einen Zeugen aufrufen, dessen Aussage, gegen welche sich nicht das Mindeste einwenden läßt, meine Behauptungen in allen Puncten unterstützen und bestätigen wird.“

Welche Wirkung auch diese Vertheidigung auf die Richter äußern mochte, so war ihr Einfluß auf die Gemüther des Publikums im Allgemeinen ziemlich klar. Der Abscheu, mit welchem die Gefangenen bis jetzt betrachtet worden waren, minderte sich bedeutend, und das Murmeln und die Ausrufe, welche sich dann und wann während der Rede des Vertheidigers hören ließen, besonders als er den Mord und die darauf folgende Flucht erzählte, verriethen, daß das Mißfallen der großen Menge sich nach einer andern Seite hin gewendet hatte.

Aber eine Person im Saale gab es, deren Gefühle, während sie die Rede anhörte, mehr der Phantasie überlassen werden müssen, als zum Gegenstande einer Analyse gemacht werden dürfen. Der Schmerz, die Spannung, die Ueberraschung und vor Allem die nicht zu unterdrückende Hoffnung, daß vielleicht der Augenblick gekommen sei, welcher ihren Bruder rechtfertigen und möglicher Weise sogar ihn ihr wiederschenken

sollte, obschon sie dies weniger erwartete, rief eine Bewegung in Susannens Brust hervor, welche ohne die gütige Unterstützung ihres Freundes Harry, welcher neben ihr saß, ihr kaum erlaubt haben würde, den Ausgang abzuwarten, während Harry selbst dem Gange der Verhandlung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte und sich für den Augenblick bereit hielt, wo vielleicht sein eignes Zeugniß oder das Susannens selbst mit Nutzen angeboten werden könnte. Denn welche Veränderung auch in den Gedanken der übrigen Zuhörer bewirkt worden, so war doch in den ihrigen keine vorgegangen. Sie glaubten immer noch, daß Andrew unschuldig, daß Mabel, trotz ihrer sonstigen Verirrungen, weder bei dem Morde, noch bei dem Diebstahle betheiligt, und daß die Gefangenen wirklich des Verbrechens schuldig seien, dessen sie angeklagt waren.

Aber um wie viel höher stieg noch ihre Aufregung, als ein Diener des Gerichshofes, der sich auf einige Minuten entfernt hatte, wieder eintrat und Mr. Gaveston hereinführte! Also dieser war der Zeuge, den der Vertheidiger meinte, und dessen unwiderlegliche Aussage, das Verbrechen Andrews und Mabels beweisen, ihr Zeugniß ungiltig machen und die Gefangenen rechtfertigen sollte! Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß diese selbst eingestandene Verbindung mit Leuten von so verworfenem Charakter für Susannen

und Harry die stärkste Bestätigung ihres ganzen vorherigen Verdachtes wär.

„Ehe dieser Zeuge vereidet wird,“ fuhr Périer, der Vertheidiger, fort, „ist es nothwendig, daß wir seine Identität beweisen, und nicht blos diese, sondern auch seine Ehrenhaftigkeit, damit Sie, meine Herren, in den Stand gesetzt sind, den Grad von Glaubwürdigkeit zu ermessen, der seiner Aussage zu schenken ist. Zum Glück wird es uns durch das Zeugniß des Herrn Rigaud, des Herrn Moreau und anderer würdiger und wohlbekannter Einwohner von Lisle nicht schwer werden, dies zu Ihrer gänzlichen Zufriedenheit zu bewirken.“

Die genannten Herren, welche sämmtlich Weinhändler waren und verschiedene Gelegenheiten gehabt hatten, Mr. Gaveston zu sehen, wurden hierauf vorgerufen und bezeugten einstimmig, daß er ein Mann von Vermögen, Geschäftscompagnon und Verwandter des verstorbenen Mr. Wentworth und der Ehemann seiner Tochter sei. Moreau erklärte überdies, er sei zufällig zu der Zeit, wo die vorhin erzählten Ereignisse stattgefunden, in England gewesen; er habe dieselben dort eben so erzählen hören, wie sie von Herrn Périer erzählt worden, und er habe selbst Maueranschläge und Ankündigungen in den Zeitungen gelesen, in welchen

eine Belohnung auf die Ergreifung des Lakais und der Milchmagd gesetzt worden sei.

Nachdem diese Puncte genügend festgestellt waren, ward Mr. Gavestons Aussage angehört, welche, wie wir wohl nicht erst zu sagen brauchen, in jeder Beziehung eine Wiederholung der von dem Vertheidiger vorgetragenen Geschichte war, und die gewaltige Wirkung, welche sie zu Gunsten der Gefangenen hervorbrachte, kann man sich leicht denken, besonders als er erklärte, daß der tapfere Oberst ein intimer Freund der Familie sei.

Gegen das Ende seiner Aussage jedoch ereignete sich ein Umstand, welcher die Selbstzuversicht, mit welcher er bis jetzt gesprochen, eben so wie das Vertrauen der ihm zuhörenden Juristen einigermaßen zu erschüttern schien. Ein kleiner in eine Art Pagenlivrée gekleideter Knabe stahl sich ruhig durch den Saal und steckte dem Kronanwalt Dumont ein kleines Billet zu. Das Kind entfernte sich dann, wie es gekommen, und verschwand unter der Menge im Hintergrunde des Saales.

Als Dumont dieses Billet gelesen hatte, erhob er sich und begann ein sehr scharfes und verfängliches Kreuzverhör des Zeugen, in dessen Verlaufe er viele Fragen stellte, die offenbar sehr unerwartet und unan=

genehm waren, und Mr. Gaveston häufig veranlaßten, mit der Antwort zu zaudern und die Farbe zu wechseln.

Unter andern ward er besonders genau gefragt, ob er Mabel nicht nach ihrer Entweichung von Oakfield gesehen — ob er sie nicht in der Nacht gesehen, wo sie entwich — ob er nicht um ihre Entweichung gewußt oder dieselbe veranlaßt — ob er sie nicht später in London gesehen — und ob er sie nicht als Miß Jones nach Frankreich geschickt und die Kosten ihrer Reise bezahlt habe u. s. w.

Auf alle diese Fragen antwortete er jedoch mit Nein, aber die Wirkung derselben auf seine Nerven überstieg seine Selbstbeherrschung, während Susanne und Harry, welche nicht begreifen konnten, woher der Kronanwalt die Andeutungen erhalten, die ihn auf diese Spur führten, vor Spannung und Hoffnung sich kaum zu fassen wußten.

Ihre Neugier ward jedoch in Einer Beziehung sehr bald befriedigt, denn nicht sobald war das Kreuzverhör geschlossen, als Dümont bat, daß ihm erlaubt werden möchte, einige Zeugen für sich aufzurufen — Zeugen, deren Erscheinen ihm, wie er erklärte, ganz unerwartet war — die er niemals gesehen und deren Namen und Glaubwürdigkeit er selbst noch zu erfahren habe. — Er richtete hierauf seine Blicke nach der Seite des Saales, von welcher der Page hergekommen,

forderte die Personen, welche den Wunsch zu erkennen gegeben, befragt zu werden, auf, vorzutreten, und sofort traten Mr. Simpson und Mr. Olliphant aus der sie umgebenden Menge hervor und verneigten sich grüßend gegen den Gerichtshof.

Nach einigen mit Dumont gewechselten Worten wurden die Weinhändler Rigaud, Moreau u. s. w. zurückgerufen und bezeugten ebenfalls die Identität, Stellung und Ehrenhaftigkeit der beiden Fremden. Nachdem dies geschehen, ward Mr. Olliphants Aussage zuerst angehört.

Er begann damit, daß er den Mord und den Diebstahl als eine wirkliche Thatsache einräumte, ebenso wie den Verdacht, der auf Andrew und Mabel, wegen ihres Verschwindens, gefallen war. Dann fügte er hinzu, daß bis vor Kurzem die ganze Sache in so tiefes Geheimniß gehüllt gewesen, daß er noch vor wenigen Wochen nicht vermocht haben würde, den mindesten Aufschluß darüber zu geben, oder die Aussage des letzten Zeugen in irgend einem Puncte zu erschüttern. Aber ein Zusammentreffen von Umständen, sagte er, zu einer Zeit, wo man es am wenigsten erwartet, und wo alle Versuche, die Wahrheit zu ermitteln, schon längst aufgegeben worden, hätte plötzlich den Schleier gehoben und ein Gewebe von Schurkereien enthüllt, welches Alles, was der Vertheidiger der

Angeklagten zu begründen versucht, so weit überträfe, daß er blos die Befürchtung hege, man werde seinem Zeugniß und dem seines Freundes wegen der Scheußlichkeit der dadurch offenbarten Verbrechen — wenigstens anfangs — den Glauben versagen.

Nachdem er hierauf das unerklärliche Verschwinden des Testaments, von dessen Existenz er und Andere vollständig unterrichtet waren, und die aus dem Verlust desselben hervorgehenden Folgen erwähnt, erzählte er den eigenthümlichen Zufall, durch welchen es wiedererlangt worden; welche Schritte er sodann unternommen, und den Verdacht, welchen Mr. Gavestons Benehmen in ihm erweckt; die unerwartete Ankunft und Mittheilungen Mabel's, welche zur Erkennung der Julia Clerc geführt hatten; deren plötzliches und geheimnißvolles Verschwinden, welches in Verbindung mit dem Wunsche, eine Unterredung mit Jones zu erlangen und Gaveston zu überwachen, ihn und seinen Freund nach Frankreich geführt, und endlich wie sie in Folge einer eben so merkwürdigen Reihe von Zufällen nur erst wenige Tage vorher Julia aus dem Wasser gerettet, in welches sie dieses moralische Ungeheuer, Gaveston, geworfen hatte, um mit ihrem Leben zugleich ihr Zeugniß zu vernichten. Er setzte hinzu, daß sie eben in Folge ihrer spätern Krankheit und Unfähigkeit, zu reisen, mit Mabel aufgehalten worden seien, so daß sie nicht

eher als an dem zur Verhandlung bestimmten Tage hätten anlangen können. „Wahrscheinlich zum Glück,“ sagte er, „denn wäre unsere Anwesenheit bekannt geworden, so würde eine solche Vertheidigung, wie wir sie gehört haben, nicht unternommen worden sein, und es würde sich keine so günstige Gelegenheit ergeben haben, die Unschuld zu rechtfertigen und das Verbrechen zu entlarven.“

Hierauf ward Julia Clerc vorgerufen und ihre durch Mr. Simpsons Worte unterstützte Aussage angehört. Sie erzählte schließlich, daß Mr. Gaveston oder Godfrey, unter welchem letzteren Namen sie ihn stets gekannt, sie aufgefordert, in der Nacht, wo sie im Wasser gefunden ward, einen Spaziergang mit ihm zu machen, und indem er sie bewogen, sich über den Wasserrand zu bücken, um etwas zu beobachten, was er, wie er behauptete, schwimmen gesehen, diese Gelegenheit benutzt hatte, um sie hineinzustoßen, und daß sie ohne den glücklichen Einfall des kleinen Bettelknaben unvermeidlich hätte umkommen müssen, ehe Hilfe herbeigeholt werden können.

Um die Wahrheit dieses letztern Theils der Geschichte außer allen Zweifel zu setzen, bat Mr. Simpson, den kleinen Basil aufzurufen, worauf der kleine Page, jetzt kein Bettelknabe mehr, erzählte, wie er mit seinem Reisbündel vom Lande zurückgekehrt, und wie er,

unmittelbar nachdem er einen Schrei vom Wasser her vernommen, beinahe von einem Herrn umgerannt worden wäre, der gerade von der Stelle herzukommen schien, von welcher aus das Hilfsgeschrei erscholl. Er erzählte sodann, wie er, nachdem er Hilfe herbeigeholt und die Frau gerettet war, sich nach Hause begeben hatte, und daß ihm erst dann eingefallen sei, daß der Mann, den er davonlaufen gesehen, sie in's Wasser gestoßen habe. „Ich rief mir seine Züge und seine Gestalt in's Gedächtniß zurück," sagte Basil, „und dachte mir, ich würde ihn wieder erkennen, wenn er mir begegnete."

„Und begegnetest Du ihm wieder?" fragte der Kronanwalt.

„Allerdings," entgegnete Basil. „Am folgenden Morgen, als ich sehr früh ausging, um mich nach Arbeit umzusehen, begegnete ich einem würdigen Ehepaar, welches mit seinem Gepäck nach dem Fahrpostbureau in der Rue de Bouloy eilte. Die Leute hatten einen Korb bei sich, der sie incommodirte, und ich erbot mich, ihn für einige Sous hinzutragen, womit sie einverstanden waren. Während ich so dastand und ihnen ihr Gepäck in den Wagen reichte, sah ich auf einmal den Mann, den ich in der Nacht gesehen. Ich erkannte ihn sofort. Er kam mit einem Träger in den Hof, der seinen Koffer trug, und fragte, wann

die Post nach Lisle abginge. Es kam mir ein Gedanke ein, und während er eifrig mit dem Postsecretair wegen seines Platzes sprach, zog ich mein Messer heraus und schnitt ihm einen ganz kleinen Zipfel von dem Rocke ab. Er stieg in den Postwagen, fuhr fort, und bald darauf ging ich zu meinem guten Herrn, Herrn Simpson, und erzählte ihm, was ich gethan. Er hat jetzt denselben Rock an. Untersuchen Sie die Sache und vergleichen Sie dieses kleine Stückchen; Sie werden sehen, daß es ganz genau paßt."

Aber diese Begründung einer Thatsache, die indessen Niemand bezweifelte — denn die Meinung des Publikums war abermals umgesprungen — ward unthunlich erfunden, weil Mr. Gaveston den Saal bereits verlassen hatte und, wie sich auf Nachfragen ergab, in großer Eile nach Brüssel abgereis't war.

Sein Verbrechen ward aber noch fernerweit nachgewiesen. Harry Leeson setzte, von Susannen dazu aufgefordert, den Kronanwalt in Kenntniß, daß noch zwei Personen im Saale wären, welche um die Erlaubniß bäten, in Bezug auf diese Sache einige Worte auszusagen, welche, obschon vielleicht unnöthig, dennoch für die betreffenden Personen selbst sehr wichtig seien.

Er erzählte hierauf, wie Mr. Gaveston ihm einige Wochen nach der Ermordung Mr. Wentworth's eine halbe Krone geschenkt, welche das Hausmädchen

als eine Münze erkannt, die sie von Mr. Wentworth einmal in seine Mappe hatte legen sehen, weßhalb diese halbe Krone bis jetzt aufgehoben worden war. „Dieses Frauenzimmer, das Hausmädchen,“ sagte er, „ist jetzt hier anwesend und ich erfahre von ihr, daß sie vor einigen Tagen aus Gründen, welche sie nicht anzugeben weiß, als sie in Geschäften nach Lisle kam, ergriffen und eingesperrt ward, und daß man ihr bei dieser Gelegenheit die Schachtel, in welcher sie die halbe Krone verwahrte, nebst andern Dingen, die sie in ihrer Tasche trug, abnahm und bei ihrer Freilassung nicht zurück gab. Wir bitten darum, daß diese Münze zur Stelle geschafft werde.“

Dies geschah, und nachdem Julia Clerc um Erlaubniß gebeten, die Münze anzusehen, erklärte sie sofort, daß dieselbe eine Zeitlang in ihrem Besitz gewesen. „Mr. Dyson,“ sagte sie, „hätte sie ihr zum Aufheben gegeben, damit sie nicht einmal aus Versehen mit ausgegeben würde, was er, wie er gesagt, aus besondern Gründen nicht wünschte. Später,“ setzte sie hinzu, „verlangte er mir sie ab, indem er sagte, er habe eine Wette an Mr. Godfrey zu bezahlen und für den sei sie gut.“

Wir können hier bemerken, obschon dies erst bei einer andern Gelegenheit geschah, daß sie auch den Hemdenknopf, den Susanne mit von Maningtree ge-

bracht, als zu einem Paar gehörig erkannte, welches sie Mr. Gaveston einmal geschenkt — denn die darauf befindlichen Anfangsbuchstaben J. C. und W. G. sollten Julia Clerc und Walter Godfrey bedeuten.

Die Verhandlungen waren nun geschlossen, und da die Gefangenen durch die Aussagen dieser unerwarteten Zeugen gerade wieder in dieselbe Situation versetzt waren, in der sie sich nach Mabels Aussage befunden, so wurden sie für schuldig erkannt und zum Tode verurtheilt.

Wir wollen den Leser nicht mit den Erkennungen und Beglückwünschungen aufhalten, welche zwischen den Personen ausgetauscht wurden, die sich auf so unverhoffte Weise hier trafen, aber ein womöglich noch unerwarteteres Wiedersehen als die andern fand statt, welches wir erwähnen müssen.

Diejenigen, welche in Madame Le Clercs Nähe saßen, hatten bemerkt, daß sie, als Julia Clerc genannt und vorgerufen ward, plötzlich, als wenn sie auf sie zueilen wollte, von ihrem Sitze aufgefahren, aber anscheinend ohnmächtig auf denselben zurückgesunken war. Da es bei dem großen Gedränge unmöglich gewesen wäre, sie hinauszubringen, so begnügten sich die Nachbarn, von einem der Diener ein Glas Wasser bringen zu lassen und ihr sonst noch den möglichen Beistand zu leisten, so daß sie sich endlich so weit

erholte, um bis zu Ende der Verhandlungen ausharren zu können. In dem Augenblicke aber, wo diese geschlossen waren und die Versammlung sich zu erheben begann, sah man sie unter Rauque's Vortritt, der ihr mit seinen Elnbogen Bahn brach, sich begierig nach der Mitte des Saales bewegen, wo die Zeugen noch beisammen standen. Als sie Julia erreichte, welche sich auf Mr. Simpsons Arm stützend mit Susannen sprach, legte sie ihre Hand auf ihre Schulter und öffnete die Lippen, als ob sie sprechen wollte; als aber ihre Tochter sich herumdrehete und rief: „O Himmel, es ist meine Mutter!“ sank die geheimnißvolle stumme Frau, die Wirthin des einsamen Gasthauses, die unglückliche Julie Le Moine, von Krämpfen geschüttelt, zu Boden. Sie ward fort und in ihr Bett getragen, wo sie nach einer durch die furchtbare Aufregung veranlaßten Krankheit von wenigen Tagen ihren Geist aufgab, nachdem sie von ihrer Tochter bis auf den letzten Augenblick auf's Liebreichste gepflegt worden.

Als Le Clerc, der Vater, der Valentin Clerc von Nantes, seiner Tochter vorgestellt ward, erkannte er sie, indem er rief: „Ach, mein Kind!“ und schien eine kurze Zeit lang aus seiner Lethargie zu erwachen; als aber die Erregung des Augenblicks vorüber war, verfiel er wieder in seinen gewohnten Stumpfsinn, worin er den Rest seiner Tage verharrte, gepflegt von

seiner Tochter, welche durch Mr. Simpsons Güte in den Stand gesetzt ward, fern von dem Schauplatze ihrer frühern Abenteuer und ihrer Erniedrigung wieder einen anständigen Erwerb zu betreiben.

Vor der Hinrichtung der Gefangenen, Remorden und Dillon, gab man sich viele Mühe, den Erstern zu bewegen, die wirklichen Umstände bei Mr. Wentworths Ermordung anzugeben, und besonders, was aus Andrew Hopley geworden; aber alles Zureden war vergebens. Er hatte Gaveston versprochen, wenn derselbe die Geschichte bestätige, welche der Vertheidiger zu erzählen beauftragt war, so wolle er ihn zum Erben des Besitzthums der Familie Remorden einsetzen und werde, die Vertheidigung möge nun gelingen oder nicht, das Geheimniß nicht verrathen — und er hielt Wort.

Aber was menschliche Lippen nicht enthüllen wollten, offenbarten bald darauf die Arbeiten der Straßenbauer.

Mr. Gaveston floh, als er den Saal verließ, und nachdem er eingesehen, daß ihm nichts übrig bliebe, als ein Leben der Schande oder ein schmachvoller Tod, so schnell als möglich nach Brüssel, wo er, nachdem er ein Testament aufgesetzt, worin er Alles, was er besaß, der kleinen Julia, seinem einzigen Kinde, vermachte, sich in sein Zimmer in dem Hotel einschloß, und sich eine Kugel durch den Kopf jagte.

Sobald sein Tod in England bekannt ward, ließ Mr. Borthwick natürlich die Straße in der vorgezeichneten Linie bauen, und als man das alte Herrenhaus mit Zubehör wegriß, fand man in dem tiefen Brunnen, von welchem die alten Weiber zu Anfange unserer Geschichte sprachen, unter einem Haufen verwelkter, dürrer Reiser und Blätter die Ueberreste von Andrew Hopley mit seinen Kleidern und andern Gegenständen, darunter einige Fetzen von einem mit Blute befleckten Hemde, „W. G." gezeichnet, an dessen einem Aermel sich der Knopf befand, welcher zu dem in Susannens Besitz befindlichen paßte.

Hiermit können wir unsere Erzählung mit den Worten des Vertheidigers Périer: „Unsre einfache, ungeschminkte Geschichte ist zu Ende" — aber wie wir zu hoffen wagen, mit etwas besserem Erfolge schließen.

Mabel Lightfoot erklärte, trotz vieler freundlicher Anerbietungen, die ihr in England gemacht wurden, und trotz der Bitten Don Querubins, welcher, als er den Tod des Herzogs von Rochechouart erfuhr, sich beeilte, ihr seinen Titel und sein Vermögen zu Füßen zu legen — denn er stand auf dem Puncte, von der schönen Dorothea, die ihn um eines „anziehenden Metalls" willen verlassen, geschieden zu werden —

ihren Entschluß, den Rest ihrer Tage als Kostgängerin in einem Kloster zu verleben.

Unsere englischen Freunde kehrten in ihr Vaterland zurück, wo Mistreß Gaveston, der man die Verbrechen ihres Gatten in ihren Einzelheiten verschwieg, sich ihnen anschloß. Man setzte sie jedoch von der Existenz der kleinen Julia in Kenntniß, deren Erziehung und Wohlergehen sie in ihre freundliche Obhut nahm. Harry Leeson, der bald nach diesen Ereignissen als Theilhaber in das Geschäft des Mr. Claßford, des Bruders des Capitains, aufgenommen ward, heirathete die Tochter des letztern, durch dessen Einfluß er, wie man schon vorausgesetzt haben wird, in eine so vortheilhafte Lage versetzt worden war, und in dem Augenblicke, wo er seinen eigenen Heerd besaß, erfüllte er das Versprechen, das er als Knabe gegeben, und machte sein Haus zur Heimath und zum stillen Asyl für die arme Susanne Hopley.

Ende des fünften und letzten Theils.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

rin
ter=
er=
eg,
der
Er=
ut
ſen
des
ete
ie
or=
n=
as
te
ie



ihren Entschluß, den Rest ihrer Tage als Kostgängerin in einem Kloster zu verleben.

Unsere englischen Freunde kehrten in ihr Vaterland zurück, wo Mistreß Gaveston, der man die Verbrechen ihres Gatten in ihren Einzelheiten verschwieg, sich ihnen anschloß. Man setzte sie jedoch von der Existenz der kleinen Julia in Kenntniß, deren Erziehung und Wohlergehen sie in ihre freundliche Obhut nahm. Harry Leeson, der bald nach diesen Ereignissen als Theilhaber in das Geschäft des Mr. Claßford, des Bruders des Capitains, aufgenommen ward, heirathete die Tochter des letztern, durch dessen Einfluß er, wie man schon vorausgesetzt haben wird, in eine so vortheilhafte Lage versetzt worden war, und in dem Augenblicke, wo er seinen eigenen Heerd besaß, erfüllte er das Versprechen, das er als Knabe gegeben, und machte sein Haus zur Heimath und zum stillen Asyl für die arme Susanne Hopley.

Ende des fünften und letzten Theils.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Crowe, Catherine,

Susanne Hopley oder Abenteuer eines Dienstmädchens Von Crowe. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kretzschmar

Bd.: 5

Wurzen 1854

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10751941-1